





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Gnom mit den sieben Leben

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Der Gnom mit den sieben Leben

John Sinclair Nr. 363

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 18.06.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Gnom mit den sieben Leben

Am liebsten hätte ich geschrien, getobt, geheult, wäre aus der Haut gefahren, aber was tat ich statt dessen?

Nichts, gar nichts!

Ich konnte auch nichts tun, denn andere Kräfte waren dabei, die Kontrolle zu übernehmen, und ich war ihnen hilflos ausgeliefert. Ich sank in den Boden…

Es war furchtbar, denn mit mir war der Würfel des Unheils in die Tiefe gedrückt worden, um den ich so lange hatte kämpfen müssen.

Durch meinen Bumerang war es mir gelungen, derjenigen Person, die den Würfel gehalten hatte, den Kopf abzuschlagen. Schädel und Torso befanden sich dicht vor und gleichzeitig unter mir, denn auch sie hatte die geheimnisvolle Erde verschluckt…

In der letzten Minute hatte sich das Schicksal gegen mich verschworen. Zwar war es mir gelungen, die Gefahr des Todesnebels zu bannen, aber mein Gegner, der Zombie-Apache, hatte dank seiner magischen Kräfte die uralten Erdgeister mobilisiert, dessen Diener er in langen Jahrhunderten gewesen war.

Und vor meinen Füßen war der Boden zu einer weichen, Blasen produzierenden Masse geworden, die alles in eine unheilvolle Tiefe zog: den Kopf, den Torso, den Würfel und mich!

Ich hatte mein Schicksal selbstverschuldet. Wäre ich zurückgelaufen, hätte ich mich retten können, ich aber hatte unbedingt den Würfel des Unheils an mich reißen wollen, war gesprungen und in dieser sumpfartigen, quellenden Masse gelandet, die jedes Opfer annahm.

Wie weit lag der Würfel von mir entfernt?

Vielleicht eine Armlänge oder zwei. Mehr nicht. Jedenfalls war er frei, und Jane Collins, die dem Würfel bisher ihre Existenz verdankt hatte, lebte auch wieder. Das Herz aus Aluminium hatte ihr das Leben zurückgegeben. Alles wäre gut gewesen, wenn nicht…

Meine Gedanken endeten hier, denn ich durfte nicht mehr an die Vergangenheit erinnert werden, sondern mußte mich mit der Gegenwart beschäftigen, da ich unter keinen Umständen innerhalb dieses mit Magie durchtränkten Bodens mein Leben verlieren wollte.

Mit der rechten Hand umfaßte ich den Bumerang, als wäre er ein rettender Anker. Nachoo, den Zombie-Apachen, hatte er zwar vernichten können, mir half dies jedoch in diesem schrecklichen Augenblick nichts, denn ich versank immer schneller und tiefer.

Wo würde meine Reise enden? Wann würde mir dieser verdammte Boden die Lungen durch seinen Druck so zusammenpressen, daß ich keine Luft mehr bekam?

Das war leicht auszurechnen. Ich wollte nicht elendig ersticken.

Mein Wille zum Leben erwachte.

Zudem befand ich mich nicht allein.

Über mir dröhnte ein Hubschrauber, und ich wußte meinen Freund Suko in der Nähe, der am Lenkrad eines Trucks einen amokfahrenden Diener des Teufels abgelöst hatte, denn Asmodis selbst war ebenfalls hinter dem Würfel hergewesen.

Von verschiedenen Seiten waren die Fäden aufeinander zugelaufen, um hier ihr Netz flechten zu können, in dem ich mich verfangen hatte.

Ich hatte mich während des Sprungs nach vorn geworfen und lag nun der Länge nach auf dem Boden. Hätte ich mich in einer senkrechten Haltung befunden, wäre ich wahrscheinlich schon bis zu den Hüften verschwunden gewesen, so hielt ich mich noch einigermaßen durch die optimale Gewichtsverlagerung.

Die Beine hatte ich gespreizt. Mit den Armen hatte ich das gleiche vor, bewegte sie voneinander weg, glitt dabei mit den Händen über

den weichen Boden und spürte wieder, wie ich tiefer sackte, als wäre der tückische Untergrund wieder ruckweise nach unten gefallen.

Mein Puls beschleunigte sich. Sofort spürte ich die Steigerung der Angst. Verdammt, das konnte nicht gutgehen. Beim nächsten Ruck war ich kaum noch in der Lage, Luft zu holen. Da konnte mir das ganze Zeug in den Mund dringen.

Wer half mir?

Der Bumerang würde es nicht schaffen. Möglicherweise mein Kreuz, wenn ich es aktivierte. Es hatte schon den Todesnebel vertrieben, aber wenn es wirklich hätte helfen können, wäre diese Veränderung des Untergrunds erst gar nicht entstanden.

Blieben nur meine Freunde, das Glück und ich selbst.

Zwar konnte ich mich auf einen Mann wie Suko verlassen, doch auch er würde Zeit benötigen, um eingreifen zu können. Auf das Glück konnte man nicht bauen, es war launisch wie eine Filmdiva.

Also mußte ich es versuchen.

Noch lag ich flach auf dem weichen, widerlichen Grund. Ein paarmal hatte ich versucht, mich zu bewegen, das war mir auch gelungen, aber ich konnte dieses verdammte Einsacken nicht stoppen.

Die magisch veränderte Erde war wie ein gieriger Sumpf, der alles haben wollte.

Über mir flog der Hubschrauber. Ich hatte das Gefühl, als wäre er in der Luft stehengeblieben, konnte aber nicht hochschauen, da ich aufdem Bauch liegenbleiben mußte. Dafür sah ich die Teile entschwinden.

Der verdammte rote Schädel des Untoten schien mich höhnisch anzugrinsen, obwohl er schon abgestorben war, schief innerhalb der Masse lag und auch so in die Tiefe sank.

Den Torso sah ich ebenfalls. Die Arme waren noch ausgebreitet, der Lendenschurz zur Seite gedrückt, als wollte dieser kopflose Körper versuchen, noch alles aufzuhalten. Zwischen Schädel und Körper sah ich den Würfel!

Er sank in der gleichen Geschwindigkeit in die Tiefe wie diese beiden anderen Dinge, und er entschwand immer mehr meinen Blicken, wobei nicht einmal ein Leuchten als letzter Gruß zurückblieb.

Ich atmete schneller. Das konnte ich nicht selbst kontrollieren, es war einfach die Furcht, die mich so reagieren ließ. Auch mein Herzschlag hatte sich beschleunigt. Völlig natürliche Reaktionen eines Menschen. Und Mensch war ich noch immer, trotz allem, was an Abenteuern, gefährlichen Situationen und harten Kämpfen hinter mir lag. Ich empfand und fühlte wie jeder andere auch.

Vielleicht erreichte ich den Rand des künstlichen, schwarzmagischen Sumpfgebiets, um dort einen Halt zu finden. Ich tastete mich vor. Und wenn es nur das rauhe, harte, texanische Wintergras war, an dessen

Halmen ich mich festklammerte.

Auch das klappte nicht. Ich blieb flach auf dem verdammten Boden liegen und sackte allmählich tiefer.

Um wenigstens atmen zu können, mußte ich schon den Kopf zur Seite drehen. Ich hatte ihn auf die rechte Seite gelegt, während ich mit der anderen tiefer sank. Mein linker Arm und die Hand mit dem Bumerang waren bereits in der grünbraunen Masse verschwunden.

Allmählich bekam ich Todesangst. Ob es Schweiß oder Wasser war, das von meinem Gesicht rann, wußte ich nicht einmal zu sagen. Ich schielte nur schräg in die Höhe und entdeckte dort einen dunklen Schatten, der sich zwar nicht von der Stelle bewegte, aber in seiner Nähe einen ebenfalls schattenhaften Kreis zog.

Das war der lauernde Hubschrauber. Wahrscheinlich schauten die Piloten von oben zu, wie ich allmählich versank.

Schon einmal war mir so etwas passiert. Da war es um den Druiden-Schatz gegangen, und ich hatte durch die fremde Magie in der Tiefe existieren können.[1]

Ob es hier gleich war, daran glaubte ich einfach nicht. Vieles sieht gleich aus und ist doch anders.

Ich hatte auf den nächsten Ruck gewartet und erschrak trotzdem heftig, als ich wieder ein Stück tiefer in den Boden glitt.

Damit sank auch die Hoffnung auf Rettung. Obwohl sich Suko in der Nähe befand und auch Bill Conolly nicht weit sein konnte. Oder hatte es die Magie des Spuks verstanden, meine beiden Freunde zu vernichten?

Und mir war mittlerweile bewußt geworden, daß die Hetzjagd nach dem Würfel wahrscheinlich ihr Ende mit meinem Tod fand…

***

Auf einmal war der Nebel weg!

Keine schwarze Wolke mehr, die sich in gefährlicher Weise dem Lastwagen näherte, und Suko, der hinter dem Lenkrad des Trucks saß, konnte es kaum fassen.

Die ersten Ausläufer des Nebels hatten bereits die Kühlerfront erreicht und auch das Abbild des dort lauernden Teufelsgesichts zerstört.

Freie Sicht für Suko.

Er schaute dorthin, wo John Sinclair kämpfte, und einen Gegner mit dem Bumerang erledigte. Sollte er seinen Freund allein lassen?

Nein, dazu war Suko nicht der Typ.

Noch vor Minuten waren die Türen des Führerhauses verschlossen gewesen. Als Suko jetzt den Hebel bewegte und sich gegen die Tür stemmte, konnte er sie nach außen drücken. Er hatte soviel Kraft hinter diese Aktion gelegt, daß er halb aus dem Wagen kippte und

plötzlich zwei Hände da waren, die ihn auffingen.
Sie gehörten Bill Conolly.
Die beiden Freunde starrten sich für einen Moment an. Bill war völligaußer Atem, weil er gerannt war. Sie hörten das Rasseln der Panzerketten, und Bill wollte wissen, ob alles okay war.
»Fast.«
»Wieso?«
»Sieh es dir selbst an! John hat mit seinem Bumerang eingegriffen.« Bevor Bill irgend etwas erwidern konnte, packte Suko ihn am Arm und zog ihn mit.
Die Männer hatten es nicht weit bis zu der Stelle, wo sich das Finale abgespielt hatte. Beide entdeckten es zur gleichen Zeit, und sie blieben sofort stehen.
»Nein!« ächzte Bill. Der Wind spielte mit seinen Haaren. Die vom Rotor erzeugten Luftwirbel drückten das dünne Gras nieder und hinterließen auch Wellenwirbel auf der Oberfläche des magischen Sumpfs, der mit einem auf dem Bauch liegenden Mann bedeckt war.
»John…«
Die Freunde konnten es nicht fassen. Sie dachten darüber nach, wie es möglich War, daß inmitten dieser völlig normalen Landschaft ein so gefährlicher Sumpf entstehen konnte. Doch Schwarze Magie kennt oft keine Grenzen. Sie stellt die Gesetze der Physik auf den Kopf.
Der Reporter ging einige Schritte weiter, bevor er den Kopf drehte und Suko anschaute. »Los, wir müssen ihm helfen!«
»Nein!«
Bill erschrak. Nervös wischte er über sein Gesicht. »Du willst ihm nicht helfen?«
»Doch«, erklärte Suko, »aber nicht so, wie du es dir vorgestellt hast. Ich bin nicht lebensmüde. Wenn wir den Sumpf betreten, sind wir verloren, sacken wir weg wie nichts.«
»Was willst du dann machen? Wir können doch nicht…«
»Doch, wir können«, erwiderte Suko. »Ich habe da eine andere Idee.« Bevor Bill danach fragen konnte, lief der Inspektor dorthin, wo der Hubschrauber kreiste.
Unter der schweren Maschine baute er sich auf. Natürlich fieberte auch er. Suko wußte, daß er nur wenig Zeit besaß, deshalb mußte er sich so beeilen. Zudem hoffte er, daß die Männer im Hubschrauber seine Zeichen verstehen konnten.
Beide Arme schwenkte er über den Kopf, deutete auf den Sumpf und anschließend wieder auf die Maschine. Zudem gab er noch Anweisungen, wie die Männer es anstellen sollten. Suko führte seine Hand von oben nach unten.
Er bewegte sie noch, als bereits die Cockpittür aufgedrückt wurde.
Eine Gestalt blieb hockend im Ausstieg, hielt sich fest und

schleuderte mit der freien Hand etwas in die Tiefe, das sich erst auf dem Weg nach unten entfaltete.

Es war eine Strickleiter.

Genau das hatte Suko gewollt. Aber mit der Leiter allein war es nicht getan, er brauchte noch ein weiteres Hilfsmittel, um den Freund aus dieser tödlichen Lage herausziehen zu können.

Der Pilot war ein Könner. Vorsichtig ging er mit der Maschine um. Sehr sicher war er dabei und flog so nahe an den Inspektor heran, daß die Strickleiter in seine unmittelbare Nähe pendelte. Suko streckte den Arm aus, griff nach einer Sprosse, hielt die Leiter für einen Moment fest und begann sofort damit, an ihr hochzuklettern.

Auf der fünften Stufe blieb er stehen. Sein Körper pendelte zusammen mit der Leiter. Es würde für ihn schwer sein, genau das Ziel zu finden.

Mit der linken Hand hielt er sich fest. Sein Blick war in die Höhe gerichtet. Der Rotorwind wühlte in seinen Haaren und ließ die Kleidung flattern.

Er schrie dem Mann im Ausstieg etwas zu. Ob der die Worte verstanden hatte, bekam Suko nicht mit. Der Lärm war einfach zu groß, aber der Soldat wußte, wo es langging.

Wieder schleuderte er etwas in die Tiefe. Es sah aus wie eine graue Schlange, an deren Ende etwas metallisch aufblitzte. Blitzschnell griff der an der Strickleiter hängende Chinese zu. Er hatte Glück, daß er den stählernen Karabinerhaken schon beim ersten Versuch richtig erwischte.

Weitere Kommandos brauchte Suko nicht mehr zu geben. Der Pilot wußte genau, was er zu tun hatte. Behutsam lenkte er den Hubschrauber zur Seite, so daß er sich dem gefährlichen Sumpfgebiet nähern konnte.

Derweil blickte der Inspektor in die Tiefe. Er sah auch seinen Freund Bill am Rand des tückischen Sumpfes stehen. Der Reporter gab Suko Handzeichen, sich zu beeilen.

Während ihn die Maschine in die gewünschte Richtung schaffte, kletterte Suko auf der schwankenden Strickleiter einige Sprossen tiefer. Das war gar nicht so einfach. Nur durch Geschick und Gelenkigkeit schaffte er es, den richtigen Halt zu finden. Auf der letzten Stufe blieb er. Noch konnte er nicht eingreifen, denn die Leiter schwankte einfach zu sehr.

Suko hielt den Karabinerhaken schon in der Rechten. Mit den Fingern der anderen Hand klammerte er sich fest, hatte eine gebückte Haltung eingenommen und hoffte, daß seine Sohlen nicht abrutschten. Er mußte John aus dieser tückischen Hölle herausziehen.

Hin und her schwang er dabei und bekam Zeit, sich den Geisterjäger anzuschauen.

John lag auf der Seite. Einen Arm hielt er ausgestreckt, der andere war bereits im Sumpf versunken. Eine auch für Suko durchsichtige Masse, denn als er hineinschaute, sah er den Kopf, den Torso und den Würfel innerhalb der Erde.

Sie sanken in die Tiefe, und ebenso würde es auch John Sinclair ergehen, wenn Suko nicht schnell etwas unternahm.

Der Pilot besaß gute Augen. Er hatte etwas von den Schwierigkeiten des Chinesen bemerkt. Noch ein kleines Stück tiefer ging er, so daß Suko die Oberfläche fast berühren konnte.

»Johnnnn!« Sein Ruf hallte dem Geisterjäger entgegen und wurde von diesem auch gehört.

Der Inspektor erkannte, wie sein Freund schwerfällig den Kopf hob. In Johns verzerrtem Gesicht stand die Angst zu lesen, und wenn es dem Chinesen in den nächsten Sekunden nicht gelang, den Freund zubefreien, war alles verloren.

Noch zitterte und pendelte die Leiter. Schweiß hatte sich auf Sukos Stirn ausgebreitet. Die Pendelbewegungen brachten ihn stets nahe an den Geisterjäger heran, aber nicht so nahe, wie er es eigentlich hatte haben wollen.

Noch ein Versuch!

Wieder schwebte Suko dicht über dem Freund. Er streckte den rechten Arm aus, hatte den Karabinerhaken dabei geöffnet und mußte zusehen, daß er den Gürtel des Geisterjägers erwischte. Es war ein reines Glücksspiel, einen zweiten oder dritten Anlauf konnte sich der Chinese nicht mehr leisten, dann war der verfluchte Sumpf schneller.

Schon schabte der Karabinerhaken über die Kleidung, geriet in die Nähe des Hosengürtels und schnappte zu.

Festgehakt!

Suko atmete auf, blieb auf der untersten Sprosse stehen und winkte in die Höhe.

Der Pilot verstand. Er hatte die Leine mit dem Haken der Maschine festgeklemmt. Durch eine Motorwinde konnte die Last bewegt werden.

Jetzt kam es darauf an, wer stärker war. Der Sumpf oder die Technik. Es war die Technik, denn durch die Gestalt des Geisterjägers ging ein Ruck, bevor sie in die Höhe gehievt wurde und die gierigen Hände des magischen Sumpfs es nicht mehr schafften, die menschliche Last festzuhalten.

Der Geisterjäger war gerettet!

Suko fiel ein Stein vom Herzen. Er schaute wieder zur Maschine, sah das grinsende Gesicht und lächelte zurück.

Der Pilot flog auf gleicher Höhe zur Seite, um an einer bestimmten Stelle landen zu können.

Nicht weit von dem Truck entfernt, sprang Suko zu Boden und löste auch den Haken. Er fing seinen Freund auf…

Es wurde Kaffee serviert, Whisky, Cognac und auch Kleinigkeiten zu essen. Aber Hunger verspürte niemand von uns. Selbst Bill nicht, der gern und oft einen Happen aß. Er hockte wie Suko und ich in den weichen, bequemen Sesseln und gab sich seinen Gedanken hin.

Zwei Stunden waren seit meiner Rettung vergangen. Ich hatte mich geduscht und umgezogen, war wieder einigermaßen fit und hatte mich auch den Fragen der amerikanischen Polizisten stellen können. Sie erfuhren, daß wir Kollegen waren und fragten nicht mehr so scharf, schließlich waren unglaubliche Dinge passiert.

Ein plötzlicher Sumpf, ein Truck, der weder von Raketen noch Panzern gestoppt werden konnte und ein Fahrer, dessen Kopf aus einem Totenschädel bestand.

So etwas war einfach zu viel.

Wir hatten die Fragen so gut beantwortet, wie es eben zu verantworten war. Es lag auf der Hand, daß man nachhaken würde, aber das war uns egal. Wir wollten zunächst einmal unsere Ruhe haben, und man sollte uns die Reporter vom Hals halten.

Keine Presse!

In den Staaten war so etwas zwar ungewöhnlich und auch so gut wie nicht zu machen, aber wir hatten zu einem Trick gegriffen und die Reporter zu dem Truck geschickt, über den sie in den letzten Stunden permanent berichtet hatten. Die Amokfahrt des Tracks war auf den lokalen Sendern das Ereignis überhaupt gewesen, und ich war froh, daß sich die Pressefritzen auf diesen Teil des Falls stürzten.

Wir hatten andere Sorgen.

Okay, der Truck hatte eine große Rolle gespielt, weil der Teufel ihn persönlich eingesetzt hatte, um uns zu stoppen. Er hatte es nicht geschafft und auch der andere Gegner, der Spuk, nicht. Nur war es uns nicht gelungen, den Würfel des Unheils zu behalten, dafür konnten wir Janes Existenz als kleinen Sieg feiern.

Ich nahm einen Schluck Whisky. Hinter mir knisterte das Feuer im Kamin. Jemand kam und legte Holz nach. Auf dem weichen Teppich waren seine Schritte kaum zu hören, und auch die Stimmen der übrigen in der Klinik lebenden Patienten bekamen wir nicht mit.

Wir drei hockten auf einer Insel der Ruhe.

Ich hatte meinen Freunden von der Operation berichtet und davon, wie sehr die Kraft des Spuks auch die Ärzte unter Kontrolle bekommen hatte. Sogar der Professor war in den Bann dieses Dämons geraten. Eine Sache, die man kaum fassen konnte.

Bill schlug sich gegen die Stirn. »Und wir dachten, du schaust nur zu und hättest ansonsten die Daumen gedrückt.«

»Von wegen.«

»Und wie geht es Jane jetzt?«

»Ich habe keine Ahnung, Bill. Zudem wage ich es nicht, ein Urteil

abzugeben. Das ist alles irgendwie nicht richtig oder so, wie man es gewohnt ist. Die Operation ist nicht normal verlaufen.«

Auch Bill trank einen Schluck. »Wie meinst du das denn?«

»Sie hat das Herz bekommen, das wißt ihr. Hätte alles normal geklappt, hätte sie schon Wochen vorher untersucht werden müssen und auch nach der Operation hätte Jane unter Beobachtung stehen müssen…«

»Steht sie etwa nicht unter Beobachtung?« fragte Bill. »Ich weiß es nicht.«

»Verdammt, wo ist sie denn?« Ich lächelte Bill zu. »In sicherer Obhut, verlaß dich drauf.«

»Etwa bei den Ärzten?« fragte Suko. »Sehr richtig.«

»Na, ob die Obhut so sicher ist, weiß ich nicht. Du hast doch selbst gesagt, daß…«

Ich winkte ab. »Keine Panik, Freunde, der Bann des Spuks istgebrochen. Ich habe kurz mit dem Professor gesprochen. Er kann sich an überhaupt nichts mehr erinnern. Das ist alles ausgelöscht. Für ihn kann es nur ein Alptraum gewesen sein.«

»Erinnert er sich an die Operation?«

»Das schon.«

»Dann bin ich ja beruhigt«, meinte Suko. »Außerdem ist Jane Collins nicht unser Problem.« Ich lehnte mich im Sessel zurück und schaute aus kleinen Augen auf meine Knie. »Sie ist wirklich nicht mehr das Problem, es gibt ein ganz anderes.«

»Der Würfel!«

»Richtig, Suko, der Würfel.« Die Freunde schwiegen. Auch ich sagte nichts mehr. Wir drei hingen unseren Gedanken nach. Jeder von uns wußte, daß der Würfel des Unheils wieder einmal verloren war.

Eine für uns kaum erklärbare Magie hatte ihn in die Tiefe genommen. Wer dafür die Schuld trug, ob der Zombie-Apache oder der Spuk, das wußten wir drei nicht, aber ich wollte nicht daran glauben, daß der Würfel endgültig verschwunden war.

Und das sagte ich auch deutlich. Bill erschrak. »Deshalb brauchst du doch nicht gleich mit der Faust auf den Tisch schlagen, John.«

»Es war mir halt so.« Suko nahm die Sache gelassener. »Siehst du noch eine Chance, an den Würfel heranzukommen?«

»Im Augenblick nicht. Aber wir wissen, daß in dieser Erde, in der der Würfel versunken ist, eine gewisse Magie steckt oder stecken muß. Sie ist beeinflußt worden. Vielleicht gelingt es uns, die Magie aufzuheben und an den Würfel heranzukommen.«

»Und wie?« fragte Bill.

»Keine Ahnung.«

Der Reporter lachte auf. »Du hast wirklich Humor, John. Sitzt hier im bequemen Sessel und philosophierst über den Fall, während der Spuk

mit dem Würfel längst über alle Berge ist.«

»Das glaube ich eben nicht!«

Nachdem ich diese Worte gesagt hatte, schaute ich in die fassungslosen Gesichter meiner Freunde. Selbst auf Sukos Zügen malte sich die Überraschung ab. »Du glaubst nicht daran, daß der Spuk den Würfel einkassiert hat?« fragte er.

»So ist es.«

»Aber verdammt, das ist doch falsch gedacht. Dieser Zombie-Apache stand unter dem Bann des Spuks…«

»Das ist es, Suko. Er stand unter dem Bann des Spuks. Aber er hat den Würfel nicht übergeben.«

Bill winkte ab. »Das sagst du nur so.«

»Nein, ich bin davon überzeugt.«

»Und was macht dich so sicher?« fragte er.

»Der Spuk selbst. Er hat nicht eingegriffen. Er hätte den Würfel längst schon an sich reißen können, glaubt mir. Meines Erachtens muß es da etwas geben, das man ruhig als Hindernis bezeichnen kann.« Ich zeichnete mit den Händen nach, was ich meinte. »So eine Mauer, wißt ihr. Auch der Spuk ist nicht allmächtig.« Ich lächelte.

»Meiner Ansicht nach sieht es so aus, daß keine Partei den Würfel besitzt…«

»Hast du Pillen genommen?« fragte Bill und schaute mich zweifelnd an.

»Wieso?«

»Du bist so anders, so aufgeputscht, in einer regelrechten Euphorie steckst du. Ich habe dafür keine Erklärung.«

Ich blieb lässig und hob die Schultern. »Vielleicht reagiere ich so, weil ich soeben noch mit dem Leben davongekommen bin und daß es uns gelungen ist, Jane Collins zu retten. Du hättest sie sehen müssen, Bill. Als ich ihr den Würfel wegnahm, da hat sie mich angeschaut…« Ich sprach nicht mehr weiter und schüttelte den Kopf.

Auf einmal saß in meiner Kehle ein dicker Kloß. »Es war furchtbar.«

Zweimal mußte ich schlucken. »All die Zeit, die Jane als Hexe verbracht hat, war plötzlich wieder da. Ich wußte, welches Risiko ich anging, ich dachte an vieles, auch an den lächelnden Henker damals… ja, und dann lebte sie plötzlich ohne den Würfel. Leider ließen mir die anderen keine Zeit, mich zu freuen, sie waren meine Feinde und griffen an. Der Zombie-Apache bekam den Würfel, um damit zu verschwinden.«

»Okay, John«, sagte Suko leise. »Wir beide verstehen dich verdammt gut. Wir sind froh, daß du dir alles von der Seele gesprochen hast.«

Auch Bill nickte.

Ich aber lächelte verloren. »Alles von der Seele geredet? Nein, das ist ein Irrtum. Es ist noch viel zurückgeblieben, glaubt mir, aber bei

meiner anderen Meinung bleibe ich trotzdem.«
»Du glaubst also daran, daß der Spuk den Würfel nicht besitzt?« hakte der Reporter noch einmal nach.
»Sehr richtig.«
»Kann ihn Nachoo haben?«
»Der ist tot«, antwortete Suko an meiner Stelle.
»Ja«, präzisierte ich. »Der Bumerang hat ihm den Schädel abgeschlagen. Das war ein glatter Wurf gewesen. Nur verstehe ich noch nicht, wie es geschehen konnte, daß der Boden plötzlich zu einem Sumpf wurde. Das bleibt mir nach wie vor unklar.«
»Magie!« meinte Bill.
»Da gebe ich dir recht. Aber welche?«
»Das werden wir herausfinden. Wir müssen uns den Würfel zurückholen.«
»Willst du die Erde aufhacken?« fragte mich Bill.
»Nein, das nicht. Wenn ich über alles noch einmal nachdenke, muß es eine alte Legende geben, die sich um dieses Gebiet hier dreht. Vor langer Zeit ist hier etwas geschehen, das mit den heutigen Vorfällen in Zusammenhang steht.«
»Weißt du mehr darüber?« fragte Suko.
»Noch nicht. Aber es müßte doch einen Menschen geben, der sich mit der Sagenwelt dieses Landes auskennt. Wenn wir ihn finden und ihm Einzelheiten entlocken könnten, wäre viel gewonnen.«
»Ob gewonnen oder nicht«, sagte Bill. »Es wäre zumindest mal eine Spur, ein Funke der Hoffnung. Was meinst du, Suko?«
»Ich gebe dir recht.« Der Inspektor runzelte die Stirn. »Aber ich denke über etwas anderes nach. Wie kann es sein, daß der Würfel schwarzen Todesnebel produzierte?«
»Daran muß der Spuk die Schuld tragen«, erwiderte ich.
»Und wieso?«
»Keine Ahnung. Vielleicht hat er ihn beeinflußt. Du weißt ja, wie so etwas geschehen kann.«
»Und trotzdem besitzt er ihn nicht.«
»So sieht es aus.«
Ohne daß wir darüber direkt gesprochen hatten, sah ein jeder ein, daß wir auf diese Art und Weise nicht weiterkamen. Wir müßten uns schon etwas anderes einfallen lassen.
»Es bleibt bei der Legende!« faßte ich zusammen. »Jemand muß einfach darüber Bescheid wissen…«
»Frag doch den Professor«, schlug Bill vor.
Wenn man vom Teufel spricht, dann ist er nicht mehr weit. So lautet ein Sprichwort. Der Reporter hatte seinen Satz soeben beendet, als wir Schritte hörten und ein Mann im weißen Kittel quer durch den Kaminraum ging. Er hatte seine Hände in den Taschen vergraben. Auf

seinem Gesicht lag ein unsicheres Lächeln. Ich konnte mir vorstellen, wie es in diesem Menschen aussah. Für ihn war praktisch eine Welt zusammengebrochen. Er, der Mediziner und Naturwissenschaftler, hatte der Schwarzen Magie Tribut zollen müssen. Das würde er niemals begreifen.

Wir erhoben uns.

Professor Prescott machte weiterhin einen verlegenen Eindruck.

Er blieb neben dem Tisch stehen und begrüßte uns durch ein Nicken. »Ich hoffe, es geht Ihnen gut«, sagte er.

»Jetzt schon«, lächelte ich. Als er meine ausgestreckte Hand sah, zögerte er für einen Moment.

»Bitte, Professor.«

Prescott schlug ein. »Es ist alles klar, mein Lieber«, sagte ich.

»Keine Feindschaft, keine Vorwürfe. Sie haben ihr Bestes getan.«

Er blickte mich direkt an. »Habe ich das wirklich, Mr. Sinclair?«

»Ja, das haben Sie.«

»Ich bin mir nicht sicher.« Er zog seine Hand wieder zurück. »Sie haben mir ja in Stichworten berichtet, was vorgefallen ist, ich… ich … kann es noch immer nicht fassen. So etwas ist schrecklich. Furchtbar. Ich kann es einfach nicht begreifen. Das sind Dinge, Mr. Sinclair, dieüber meinen Verstand hinausgehen.«

»Sie werden es überleben, Sir.«

»Das haben Sie ja auch. Und Mrs. Collins ebenfalls.«

Ich deutete auf einen noch freien Platz. »Wollen Sie sich nicht setzen, Professor?«

»Nein, nein, ich bin aus einem anderen Grund gekommen, wie Sie sich vorstellen können.«

»Und aus welchem?«

»Es geht um Miß Collins.«

Ich erschrak, wurde bleich, das merkte der Arzt, und er beruhigte meine Freunde und mich.

»Es ist nicht so, wie Sie denken, Gents, ich wollte Ihnen nur eine freudige Mitteilung machen.« Als wir ihn so auffordernd anblickten, begann er zu lächeln. »Miß Collins lebt, sie hat die Operation überstanden!«

Ich schwieg. Suko sagte ebenfalls nichts, nur Bill, dessen Gesicht sich zu einem breiten Lächeln verzogen hatte, meinte: »Sollen wir jetzt den Champagner holen?«

»Das können Sie, Mr. Conolly!«

Bill kam auf mich zu. Er hämmerte mir seine rechte Hand auf die Schulter. »Verdammt, John, du hast es geschafft. Nein, wir haben es geschafft. Sie ist wieder okay.«

»Ja«, flüsterte ich. »Sie ist wieder okay.«

»Und mehr sagst du nicht dazu?«

»Was soll ich sagen? Soll ich von der Vergangenheit reden oder darüber, was wir alle durchgemacht haben? Ich weiß es nicht, ich will auch jetzt daran nicht denken…«

»Nein, Mr. Sinclair«, unterbrach mich Professor Prescott. »Sie brauchen auch nichts zu sagen. Sie alle nicht. Es ist am besten, wenn wir eine andere reden lassen.« Er ging zur Tür und sprach auf dem Weg dorthin erst weiter. »Ich bin nicht allein gekommen, sondern habe jemanden mitgebracht. Miß Collins!« rief er.

Die Mahagonitür wurde nach innen gedrückt. Ein Lichtstrahl fiel auf die gebogene Messingklinke und ließ sie für einen Moment aufblitzen. Im nächsten Augenblick schob sich jemand über die Schwelle.

Es war Jane Collins.

Und sie kam ohne den Würfel!

Wir waren einfach zu überrascht, um etwas sagen zu können. Wir standen da wie Zinnsoldaten, starrten sie an, und hatten das Gefühl, eine Fremde zu sehen, obwohl wir sie schon seit Jahren kannten.

Jane trug auch nicht mehr das OP-Hemd. Umgezogen hatte sie sich.

Eine gelbe lange Hose, die in Höhe der Oberschenkel pumpig ausgestellt war, verdeckte ihre Beine. Das gelbe Polohemd und die blauen Halbstiefel ebenfalls, und über ihre Schultern hatte sie eine Jacke aus ebenfalls blauem Leder gehängt.

Das blonde Haar war ausgekämmt. Die Spitzen berührten die Schultern. Ihr Mund hatte sich zu einem Lächeln verzogen, das ein wenig verlegen wirkte, da auch Jane Collins nicht wußte, wie sie sich in diesen Momenten verhalten sollte.

»Jane!« hauchte ich und schüttelte den Kopf. »Verdammt, du hast es geschafft.«

Bill Conolly stieß mich an. »Los, Alter, geh endlich zu ihr! Darauf hast du doch lange genug gewartet.«

»Das stimmt.«

»Dann mach schon, Mensch.«

Sie beobachteten mich. Auch der Professor. Er war einige Schritte zur Seite getreten. In seinen Augen lag ein gespannter Ausdruck.

Für mich war dieser Augenblick wie eine Neugeburt, und als ich mich in Bewegung setzte, kam ich mir vor wie ein Primaner beim Abitur, dem die Knie zitterten. So aufgeregt war ich.

Jane blieb stehen. Sie schaute mich nur an. Ich blickte in ihre Augen. Sie hatten den harten, brutalen und menschverachtenden Glanz verloren, die sie einmal besessen hatten, als Jane noch zu den Hexen gezählt hatte. Jetzt blickte sie mich an wie früher. Klar und ohne Hintergedanken. Wir gehörten wieder zusammen…

Dicht vor ihr blieb ich stehen. Eine Haarsträhne war in ihr Gesicht gefallen. Ich hob die Hand und wischte sie weg. Es war die erste Geste zwischen uns, die erste Berührung, und sie kam mir vor wie eine lange

erwartete Premiere.

»Wie geht es dir?« fragte ich.

»Gut.«

»Und dein Herz?«

Sie lächelte. »Es schlägt, John. Willst du es fühlen?«

Als sie die Frage gestellt hatte, erschrak ich und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. »Nein, nein, bitte nicht. Ich… ich weiß nicht, ob du … ich meine, du mußt dich schonen.«

»Das glaube ich kaum, John. Ich habe viel durchgemacht. Verflixt viel, und die letzten Monate kommen mir vor wie ein Traum. Ein böser Alptraum…«

»Der nun beendet ist«, vollendete ich den Satz.

»Ja, es ist vorbei. Dank dir, John.«

Ich winkte ab. »Nein, Jane, du brauchst dich bei mir nicht zu bedanken. Ich habe am wenigsten dazu getan. Es waren andere, die dir viel mehr geholfen haben. Wenn du dich bei jemandem bedanken willst, dann tue es bei Professor Prescott. Er ist derjenige, der dir das Herz eingesetzt hat. Für ihn bist du sowieso ein medizinisches Rätsel.«

Jane blickte den Professor an. »Sie müssen umdenken, Sir. Manchmal ist die Magie stärker als die Wissenschaft. Auch ich habe das erst lernen müssen.«

»Das habe ich gemerkt, aber begreifen kann ich es nicht.«

»Wahrscheinlich wird Miß Collins die einzige Person bleiben, bei der sie ein solches Experiment überhaupt angewendet haben. Eine Wiederholung kann es nicht geben«, sagte Bill.

»Bei Ihnen bin ich mir da nicht so sicher«, lautete seine Antwort.

Ich legte meinen Arm um Janes Schultern. »Komm, du mußt dich noch ausruhen.«

»John, ich fühle mich gut.«

»Trotzdem.«

»Wenn du meinst.«

Ich ließ meinen Arm von ihrer Schulter rutschen, damit sie sich bei mir einhaken konnte. Ich spürte die Wärme ihres Körpers, und Wärme bedeutete Leben. Für mich lebte sie. Sie war kein totes Wesen mehr, keines, das sich auf Schwarze Magie verlassen mußte.

Jane war so wie früher, wie ich sie einmal gekannt und auch geliebt hatte.

Aber Liebe ist etwas, das man nicht so einfach wegwerfen und zurückholen kann. Was bedeutete Jane mir jetzt noch? Ich wußte es nicht, ich wollte auch nicht darüber nachdenken, weil dieses Thema einfach zu ernst war. In einer ruhigen Stunde konnte ich mit Jane möglicherweise darüber sprechen, jetzt war nicht die richtige Zeit.

»Du gehst so langsam, John«, sagte sie lächelnd und ein wenig vorwurfsvoll. »Ich bin keine Kranke.«

»Aber du hast…«
»Das Herz schlägt normal, John. Wenn du es nicht glaubst, frag Professor Prescott.«
»Es stimmt, Mr. Sinclair«, antwortete der Arzt. »Das Herz schlägt völlig normal. Es gibt keine Rhythmusstörungen, alles ist wunderbar. Ich kann es selbst nicht fassen.«
»Da hörst du es.«
»Okay, ihr beide habt mich überzeugt.«
Wir hatten mittlerweile die Sitzgruppe erreicht. Bill hatte der Detektivin bereits einen Sessel zurechtgerückt, in den sie sich setzen konnte.
Zuerst begrüßte Jane meine beiden Freunde. Sie umarmte Bill und auch Suko. Die beiden strahlten vor Freude, denn auch sie hatten mit mir in den vergangenen Monaten gelitten.
Als Jane sich gesetzt hatte, drehte sie so heftig den Kopf, daß ihre langen Haare flogen. »Kann ich etwas zu trinken bekommen?« wandte sie sich an den Professor.
»Dem steht nichts im Wege.«
»Dann hätte ich gern einen Whisky.«
Wir schauten sie überrascht an. »Wirklich?« fragte ich.
»Sicher, John. Du glaubst gar nicht, wie ich mich auf diesen Schluck gefreut habe.«
»Wenn du meinst.«
Gläser standen bereit, die Flasche ebenfalls, und so schenkte ich ihr einen Schluck ein. »Den Champagner trinken wir später«, sagte ich, als ich auch die Gläser meiner Freunde und das meine füllte.
»Einverstanden, Jane?«
»Immer.«
Keiner von uns bemerkte, wie sich der Professor zurückzog. Nur die Tür hörten wir, als sie ins Schloß fiel.
Wir hoben unsere Gläser. Über die Ränder schauten wir uns an.
Jeder wartete auf einen Trinkspruch des anderen, doch niemand traute sich so recht.
Ich fing Bills Nicken auf und machte den Anfang. »Auf dich, Jane, auf deine Rückkehr ins normale Leben, und auf uns und die Freunde, die dies leider nicht miterleben können. Cheers!«
Wir leerten die Gläser. Als Jane das Glas zurückstellte, blieb sie für einen Moment in der vorgebeugten Haltung sitzen und schaute nachdenklich auf die Tischplatte. Ihre Stirn hatte sich dabei in Falten gelegt.
»Hast du etwas?« erkundigte ich mich.
»Nein, nicht direkt.«
»Dann raus damit!« forderte Bill. »Es ist klar, daß du die Vergangenheit nicht so ohne weiteres über Bord werfen kannst, aber

wir werden dir helfen. Auch Sheila und Shao…«
»Ja, wie geht es den beiden?«
»Gut, wie ich hoffe. Während wir hier in den Staaten hocken, befindet sich Shao bei Sheila. Ich muß sie übrigens noch anrufen und ihr Bescheid geben. Die beiden machen bestimmt ein Fest, wenn wir heil undgesund wieder in London eintreffen.«
»Möglich…«
Mir gefiel die Antwort nicht. Sie war so traurig dahingesagt worden. »Ja, was ist denn? Rede doch frei von der Leber weg.«
Jane spielte mit dem Glas. Ihre Bewegungen waren hilflos, als sie die Schultern hob. »Ich kann es euch jetzt nicht erklären. Ich brauche ein wenig Zeit, aber ich verspreche, euch über alles zu informieren. Okay?«
»Ja«, stimmte ich zu. »Du hast uns allerdings auch neugierig gemacht.«
»Vergiß es.«
Suko schaute seltsam und unwissend. Ebenfalls Bill. Wir konnten uns keinen Reim auf Janes Antworten machen.
»Und wo ist der Würfel?« fragte sie plötzlich.
Da hatte sie uns. Keiner gab ihr eine Antwort. Jane blickte von einem zum ändern. Forschend, fragend, und wir trauten uns nicht, ihr die Wahrheit zu sagen.
»Ihr habt ihn also nicht!« stellte sie fest.
»Genau!« bestätigte Suko.
»Und wo ist er?«
Zuerst hob ich die Schultern, danach Bill, und nur Suko versuchte eine Antwort zu geben. »In der Erde.«
»Wie?«
»Jane, ich habe es nicht geschafft!« Nach diesen Worten setzte ich mich auf die Kante. »Ich habe verloren, wenn du verstehst. Die andere Seite war stärker.«
»Der Spuk oder der Teufel?« Auch sie wußte Bescheid, welch mächtige Wesen hinter dem Würfel hergewesen waren.
»Vielleicht beide.«
»Nein, John, das kann nicht sein. Beide gehören zu den Schwarzblütlern, aber sie sind verflixt unterschiedlich, das weißt du selbst. Komm, rede dich nicht heraus.«
»Wir wissen es nicht«, sagte Bill. »Wie kommt das?« Jane rutschte herum, damit sie den Reporter anschauen konnte. »Willst du es ihr nicht sagen?« fragte mich mein Freund. Ich nickte. »Hör zu, Jane, das ist eine komplizierte Geschichte, aber du wirst sie verstehen…«
In den nächsten Minuten redete ich. Jane hörte sehr genau zu. Sie hielt ihr Glas in der Hand, ließ die Flüssigkeit hin und wieder kreisen, hatte sich im Sessel zurückgelehnt und einen Arm auf die Oberkante

der Lehne gelegt. Einen Kommentar gab sie nicht ab. Erst als ich schwieg, sagte sie die ersten Worte.
»Dann habt ihr ihn also verloren!«
»So sieht es aus.«
»Und keiner der beiden hat ihn bekommen?«
»Das wissen wir eben nicht, aber wir gehen davon aus, daß noch eine dritte Kraft im Spiel ist. Ich habe vor Suko und Bill schon den Vergleich mit einer Mauer gebraucht. So ähnlich kam es mir vor. Eine Mauer, die weder der Spuk noch Asmodis durchbrechen können. Diese Kraft kann oder muß sehr alt sein. Sie hat die Jahrhunderte überlebt, ist jetzt wieder zum Vorschein gekommen und…«
Jane winkte ab. »Ja, ich kann mir schon denken, was du meinst. Sie könnte mit dem Zombie-Apachen zu tun haben.«
»So ungefähr.«
»Aber er war ein Diener des Spuks!« hielt sie mir entgegen. »Indirekt«, schwächte ich ab und fügte direkt meine Theorie hinzu.
»Ich bin der Meinung, daß die Urkräfte, die den Zombie-Apachen vor langer Zeit am Leben hielten, mit dem Spuk nichts zu tun hatten. Das ist eine andere Magie gewesen. Eine Magie der Erde, eine Magie des Bodens meinetwegen. Und deshalb glaube ich, daß nicht der Spuk den Würfel in seiner Gewalt hat, sondern die Magie, von der ich gerade gesprochen habe. Kannst du mir folgen?«
»Klar.«
»Und an die müßten wir heran.« Jane blickte auf, bevor sie fragte:
»Wie habt ihr euch das eigentlich vorgestellt?«
»Das weiß ich auch nicht.« Suko und Bill schüttelten ebenfalls die Köpfe. Auch sie wußten sich keinen Rat.
So schwiegen wir, hingen unseren Gedanken nach, bis Jane fragte: »Können wir uns die Stelle nicht noch einmal ansehen?«
»Ja, wenn wir einen Wagen bekommen!«
»Wieso?«
»Es ist weit dorthin.«
»Trotzdem, John. Ich möchte gern hinfahren und nachschauen.«
»Willst du den Boden aufhacken?« fragte der Reporter.
»Das nicht gerade, aber tut mir den Gefallen und bringt mich hin.« Sie verzog die Lippen. »Ich habe da nämlich eine Idee, weißt du…«

***

Sie war zwanzig Jahre jung, hatte rotbraunes, sehr langes, lockiges Haar, eine tolle Figur und eine straffe Haut, die weiß war wie frisch gefallener Schnee. Ihre großen Augen wirkten ein wenig kindlich.
Die Figur allerdings gehörte keinem Kind. Es waren die Formen einer reifen Frau, und das stellte auch ein Mann namens Tassilo Braker fest, als er mit seinen gierigen Blicken die Frau fast auszog.

Sie lächelte. »Gefalle ich Ihnen, Sir?«
»Und wie«, sagte Braker. »Wie heißt du noch?«
»Della.«
»Mehr nicht?«
»Nein, nur Della.«
Tassilo Braker räusperte sich. Die Kleine sah angezogen schärfer aus als nackt. Sie trug einen engen dunkelgrünen Rock und eine auberginenfarbene Bluse. Das obere Kleidungsstück bestand aus einem glänzenden Stoff und besaß einen tiefen V-Ausschnitt, so daß Brakerauf die Ansätze der festen, spitzen Brüste schauen konnte.
Meine Güte, hat die Kleine einen Sex-Appeal, dachte er. So etwas findet man nicht oft.
»Wo kommst du her?«
»Vom Lande.«
Braker lachte. Zwei seiner drei Goldzähne blitzten. »Vom Lande also. Das Land ist groß.«
»Ohio…«
»Auch das noch.«
Sie stemmte die Arme in die Hüften und drehte sich. »Wieso, Sir, sagen Sie das?«
»Nur so. In Ohio sagen sich doch Hund und Katze gute Nacht. Dort spricht man auch anders als hier. Zum Beispiel Dialekt, und den Ohio-Dialekt kenne ich gut. Du aber redest Frisco-Slang.« Seine Stimmewurde plötzlich scharf. »Los, raus mit der Sprache! Wo kommst du wirklich her?«
Della wurde rot im Gesicht. Sie hoffte, daß der Mann es in der schlechten Barbeleuchtung nicht sah. »Na ja, ich bin in Ohio geboren, lebe aber schon seit fünfzehn Jahren hier in Frisco.«
Tassilo Braker nickte. »Warum nicht gleich so? Wer mich belügen will, muß früher aufstehen.« Ein schmieriges Grinsen glitt über sein Gesicht. Tassilo Braker war genau der Typ, den gewisse Filmregisseure suchen, wenn sie einen Mann haben wollen, der einen verlebt aussehenden Barbesitzer spielen soll. So sah Braker aus. Sein breites Gesicht war fleischig und aufgedunsen. Unter den Augen lagen die Ringe oder Tränensäcke wie eingeschabt. Sein Kinn erinnerte an einen wackelnden Pudding, die Augen waren klein, das Haar glatt, schwarz und auf der Kopfmitte gescheitelt. Wäre er schlanker gewesen, hätte er als Gigolo und Tangotänzer durchgehen können, so aber reichte es nur zu einem Nachtclubbesitzer und Herrn über mindestens fünfzehn Spezial-Saunas. Für einer dieser Saunas wollte die Kleine vor ihm arbeiten. Er hatte sie nicht ausgesucht. Sie war freiwillig zu ihm gekommen, und das mußte sie Mühe gekostet haben, denn Tassilo Braker schirmte sich sehr stark ab, da er so gut wie nie gestört werden wollte.

Jetzt stand sie vor ihm, ließ sich von dem Mann betrachten, machte einen so schüchternen Eindruck und hatte ihm eine Lüge unter die Weste schieben wollen.

Sollte er sie tatsächlich in einen der Clubs stecken? Er überlegte noch, auch das Mädchen schwieg, und nur das Summen der Kühlaggregate war in der Bar zu hören.

Sie befanden sich in einem der Nachtclubs. LAST ROSE hieß er und lag im Hafengebiet. Die Luft war schlecht. Es roch noch nach Rauch und Schweiß des vergangenen Abends. Auf der Tanzfläche lag Papier. Die Putzfrauen würden erst in einer Stunde kommen.

Tassilo Braker stand auf. Er trug einen weißen Anzug mit roter Weste, die sich über seinen Bauch spannte. Wenn er den Oberkörper zu stark vordrückte, klaffte das Jackett ziemlich weit auf, und der Griff eines schweren Revolvers war unter der linken Achselhöhle zu sehen. Er ging die wenigen Schritte zur Bar und schenkte sich dort einen Wodka ein, wobei er von Della beobachtet wurde, die ihn jedoch nicht ansprach.

Mit dem halbvollen Glas in der Hand drehte sich der Mann um.

Den linken Ellbogen hatte er auf dem Handlauf abgestützt. Wieder glitt sein Blick über den Körper des Mädchens. Verdammt, die Kleine war gut. Sie hatte auch genau die Beine, die ihn so anmachten.

»Und du willst bei mir Geld verdienen?« fragte er noch einmal.

»Ja, Sir.«

Erst jetzt nahm er einen Schluck. Während der Wodka über seine Zunge rann, dachte er an Lizzy, seine Flamme, die er schon seit einigen Monaten hatte. Lizzy war über 30, er zwar fast 20 Jahre älter, dennoch wollte er sie nicht mehr. Innerlich grinste er. Als das Glas leer war, hatte sich Braker zu einem Tausch entschlossen. Lizzy sollte im Club die Männer verwöhnen, während Della für sein französisches Bett wie geschaffen schien.

»Du gefällst mir, Süße.«

Wieder produzierte sie ein so scheues, fast naives Lächeln. Braker war fast sicher, daß dies reine Schauspielerei war. Die Kleine hatte es faustdick hinter den Ohren. »Dann bekomme ich den Job, Sir?«

»Nein.«

Enttäuschung stand plötzlich in ihrem Blick. Sie senkte die Augenlider mit den langen Wimpern, schaute zu Boden, und Braker rechnete damit, daß sie jetzt Tränen produzieren würde.

Er ging auf sie zu.

Seine Schritte mußte sie hören, dennoch schaute sie nicht auf. Erst als sie seine Hände auf ihren Schultern spürte, hob sie den Kopf an und blickte in das verlebt wirkende Gesicht des Mannes. »Weshalb bekomme ich den Job nicht, Sir? Was soll ich noch tun?« Ihre Lippenzuckten an den Rändern. »Bin ich Ihnen nicht schön genug.«

»Das hat keiner behauptet…«
»Aber?«
Er kam noch näher an sie heran. »Du bist einfach zu schön, Kleine. Zu schön für eine Sauna und all die geilen Typen, die sich dort herumtreiben. Du bist geboren, um eine Königin zu sein, du sollst nur dem König gehören, und der bin ich. Von nun an bin ich dein König. Du bleibst und regierst an meiner Seite. Klar?«
Sie trat so überrascht zurück, daß seine Hände von den Schultern rutschten. »Was haben Sie gesagt?«
Er hob die Hand, legte zwei Finger unter ihr Kinn und spürte das Zucken eines Muskels. »Hast du das nicht verstanden, Kleine?«
»Schon… nur nicht begriffen.«
»Ich will dich zu meiner Geliebten machen, Della. Du sollst nur mir gehören, keinem anderen. Ist das klar? So dumm bist du doch nicht, daß du diese Chance nicht ergreifen willst.«
»Nein, Sir, nein.« Ihre Augen begannen zu leuchten. »Jetzt habe ich begriffen.«
»Na also. Keine Sauna, keine Absteige, keine Straße, kein überfülltes Bordell, dafür einen Luxus, wie du ihn bisher bestimmt nur im Kino oder im Fernsehen gesehen hast. Gut nicht?«
»Ja!« hauchte sie.
»Und mehr sagst du nicht?«
»Sir… ich … ich … mir fehlen einfach die Worte. Damit habe ich nie im Leben gerechnet.« Nur stockend brachte sie die Worte hervor und sah, wie der Mann eine wegwerfende Handbewegung machte.
»Ach, hör auf, Mädchen! Du wirst dich daran gewöhnen. Es ist leicht, von einem Bettler zum König zu werden, aber der umgekehrte Weg ist viel, viel schwerer. Die meisten Menschen zerbrechen daran, aber darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Kennst du mein Haus?«
»Nein, Sir.«
»Du hast auch noch nichts davon gehört?«
»Wirklich nicht.«
»Dann wirst du dich wundern. Es liegt direkt am Meer. Auf den Klippen. Ich habe drei Pools, einer ist sogar überdacht, und es gibt eine in den Fels gehauene Treppe, die zum Strand führt. In zwanzig Zimmern kannst du leben und wohnen. Ist das nichts?«
Die Erwiderung kam staunend. »Fantastisch, Sir!«
Braker knurrte wütend. »Verdammt, Mädchen, sag nicht immer Sir zu mir. Ich heiße Tassilo.«
»Okay, Tassilo.« Sie ging auf ihn zu. Er wußte, was sie vorhatte.
Sekunden später lag sie in seinen Armen. Zum erstenmal strichen seine dicken Finger mit den schwarzen Härchen darauf über ihren Körper, und er erforschte viele Stellen mit routinierten Bewegungen.

»Ja, du bist richtig«, stöhnte er. »Du bist goldrichtig. Schade, daß ich jetzt keine Zeit habe. Ich muß mich gleich um die Abrechnung kümmern, sonst hätte ich ausprobiert wie goldrichtig du wirklich bist.«

Er löste sich von ihr und atmete schwer.

Verdammt, die Kleine glich einem Vulkan, und ihre Küsse waren heiß wie Feuer.

»Und was soll ich jetzt tun?« fragte sie.

»Trinken«, erwiderte er. »Du sollst trinken. Das heißt, wir beide trinken. Der Champagner wird perlen. Warte.« Er ging wieder zur Bar, trat dahinter und öffnete eine Kühlbox, in der nur die Flaschen lagerten, die für ihn und besondere Gäste reserviert blieben.

Er trank am liebsten Perrier-Champagner. Das hatte er mit Prinz Charles gemeinsam. Wenn er dieses Edelgesöff schlürfte, hatte er das Gefühl, als würde eine flüssige Rakete durch seinen Gaumen zischen.

Der Naturkorken jagte gegen die Decke, als er die Flasche öffnete.

Weißer Schaum quoll aus dem Flaschenhals und rann an der Außenseite nach unten. Er nahm zwei Gläser und schenkte lässig ein.

»Komm her, Süße!«

Della ging näher. Ihre Brüste zitterten unter der dünnen Bluse.

Tassilo Braker reichte ihr ein Glas. »Auf unsere Zeit«, sagte der Mann. »Auf daß wir…«

Da wurde die Tür aufgestoßen. Wenn Tassilo Braker etwas nicht leiden konnte, waren es Störungen im unrichtigen Moment.

So hart stellte er das Glas zur Seite, daß ein Teil der Flüssigkeit überschwappte. In seinen Augen blitzte von einer Sekunde zur anderen die reine Wut. Ein Yul-Brunner-Typ betrat die Bar.

Unter der dunklen Jacke des Glatzkopfes befanden sich gewaltige Muskelpakete und ein Brustkorb fast so breit wie ein Schrank. Der Mann hieß Stoke und war Brakers Leibwächter.

»Augenblick«, sagte der Nachtclubchef. Mit zielsicheren Schritten lief er Stoke entgegen.

Auf halber Strecke erkannte Braker, daß mit dem anderen etwas nicht stimmen konnte. Der ging nicht so forsch wie sonst, sondern seltsam steif, auch taumelig. Sein Gesicht wirkte wie ein blasser, in die Breite geschobener Schatten.

»He, was ist…?«

»Boß… Boß …«, keuchte der Leibwächter. »Ich … ich …«

»Rede, zum Teufel!« Braker hatte den Champagner und seine neueste Flamme vergessen. Das Mädchen stand an der Bar. Sie beobachtete mit einem kalten Lächeln auf den Lippen die Vorgänge.

Die beiden Männer trafen zusammen. Braker hielt den anderen fest, sonst wäre dieser nach vorn gefallen und hätte ihn durch sein Gewicht auch noch von den Beinen gerissen.

»Rede doch endlich!«
Stoke wollte etwas sagen und öffnete den Mund. Ein Blutschwall schlug Braker entgegen. Hastig sprang er zurück, nachdem er den anderen losgelassen hatte.
Schwer fiel Stoke vor seinen Füßen zu Boden. Er war auf sein Gesicht geschlagen und präsentierte Braker den Rücken.
Dicht über den vorletzten Wirbel ragte aus der Kleidung etwas hervor, das dort überhaupt nicht hingehörte.
Es war ein Dolchgriff!
Jemand hatte Stoke eiskalt gekillt!

***

Tassilo Braker spürte in den folgenden Sekunden zum erstenmal seit langer Zeit Angst. Das war ein Gefühl, wie vor zwanzig Jahren, als er aus Europa nach Kalifornien gekommen war, um sich in Frisco eine Existenz aufzubauen.
Er hatte hart schuften müssen, bis er ganz oben war. Nun stand er da, war umgeben von Neidern, aber so mächtig, daß sich andere nicht trauten, an den genau abgesteckten Grenzen seines Imperiums zu rütteln. Bis zum heutigen Tag.
Nun war alles anders geworden.
Stoke, sein persönlicher Leibwächter, lag vor ihm. Und in seinem Rücken steckte ein Dolch.
Braker ballte die Hände zu Fäusten. Das Blut war aus seinem Gesicht gewichen. Unter der Schläfenhaut zuckten die Adern, und er atmete schnaufend durch die Nase.
Für ihn war eine Welt zusammengebrochen. »Er ist tot!« flüsterte Braker. »Verdammt, er ist tot…« Der Nachtclubchef beugte sich vor und schüttelte den Kopf. »Der ist tatsächlich tot!« schrie er plötzlich.
»Einfach so gekillt. O verdammt!« Er drehte sich um, stierte die an der Bar stehende Della an, die soeben ihr geleertes Champagnerglas zur Seite stellte. »Hast du das gesehen?«
»Ja.«
Tassilo hob die Schultern. »Ich begreife es nicht, zum Teufel. Kommt hier rein, fällt um, ist tot. So mir nichts, dir nichts. Das kann doch nicht…«
»Hast du Feinde?«
»Ja, zum Henker!«
»Dann solltest du verschwinden!«
»Nein, er bleibt!«
Es war eine rauhe und gleichzeitig scharf klingende Stimme, die diese Worte gesprochen hatte. Und sie waren von der offenstehenden Tür her geklungen.
Um dorthin schauen zu können, mußte sich der Nachtclubchef

umdrehen. Er tat es langsam, fast bedächtig, und er sah den Schatten einer sehr kleinen Gestalt.

Das blieb nicht so, denn der andere ging vor. Den ersten Schritt, den zweiten.

Damit geriet er in den Schein einer Deckenlampe, die ihren Strahl schräg nach unten schickte.

Die Augen des Tassilo Braker wurden groß. Er schüttelte auch den Kopf, denn der Typ, der dort stand, war ein Verwachsener. Ein Zwerg, ein Gnom.

Hatte er den Dolch geschleudert?

Tassilo Braker blickte ihn an. In seine Augen war ein kaltes Glitzern getreten, und in den Pupillen schimmerte plötzlich das Wissen um den Täter. »Du«, sagte er, »du verfluchter Bastard hast ihn umgebracht. Gib es zu, Hund!«

Der Gnom grinste schief. »Ja«, hauchte er, so daß Tassilo angst und bange wurde. »Ja, ich war es!«

Braker zeigte sich entsetzt und konsterniert. Aber die Überraschungen hatten noch kein Ende genommen, denn er hörte plötzlich die Frage des Mädchens, die ihn fast von den Beinen haute.

»Weshalb hast du das getan, Vater?«

Vater!

Della hatte das Wort nur leise ausgesprochen, dennoch war es dem Mann wie ein Schrei vorgekommen.

Vater!

Dieser bucklige Widerling war der Vater dieser Schönheit an der Bar. Das durfte nicht wahr sein, das war verrückt, einfach zum Lachen.

Tassilo Braker schaute ihn an. Er wollte diesen Mann, der eine so schöne Tochter besaß, genau sehen, von Kopf bis Fuß. Und was er da zu sehen bekam, ließ ihn schauern. Der Mann besaß keinen normalen Kopf. Was auf seinen Schultern wuchs, war schon eine entstellte Kugel. Ein pockennarbiges Gesicht, darin ein schiefer Mund, dessen Lippen wie große Geschwüre wirkten. Kein einziges Haar lag auf seinem Schädel. Das wenigstens hatte er mit dem ermordeten Leibwächter Stoke gemeinsam.

Im Verhältnis zum Körper kamen dem Betrachter die Arme überlang vor. Sie pendelten zu beiden Seiten wie die bei einem Gorilla.

Die Ohren paßten ebenfalls nicht. Sie wirkten angeklatscht, wie flache Stücke Fleisch, in die ein Relief eingezogen war.

Der Gnom trug eine dunkelrote Jacke und eine grüne Hose. Seine Hände waren leer, aber in einem Gürtel, der sich um die schiefe Hüfte spannte, steckten noch mehr Messer.

Für Tassilo Braker gab es keine andere Möglichkeit. Dieser Kretin hatte das Leben seines Leibwächters auf dem Gewissen, und er war der Vater eines so schönen Mädchens.

Um eine Schrittlänge trat der Nachtclubchef zurück. Er war bleich geworden. Unter den Achseln, auf der Stirn und selbst im Haarwirrwarr auf der Brust hatte sich der Schweiß gesammelt, und er spürte die Kleidung an seinem Körper kleben.

Der Bucklige, mochte er auch noch so klein sein, verbreitete eine Aura des Schreckens und der Gewalt, die Tassilo Braker sehr deutlich spürte. Sie strich wie ein Hauch über sein Gesicht.

Noch lag der Tote zwischen den beiden Männern, das änderte sich, als der Bucklige vorging. Braker kam nicht umhin, dessen geschmeidigen Gang zu bewundern. Dieser Mensch bewegte sich wie ein Tänzer, under ging absolut lautlos.

Zudem wollte er zu Braker!

Der blieb stehen. Er konnte nicht mehr weiter, er mußte sich dem anderen stellen, und er dachte daran, daß er unter der Achsel den Magnum Revolver trug.

Mit ihm hatte er lange nicht mehr geschossen, so etwas überließ er anderen. Nun war er gefordert, und er würde es diesem Killer schon zeigen. Sterben sollte er, unter den Geschossen zusammenbrechen, das nahm er sich vor, als er mit einer gedankenschnellen Bewegung die Waffe aus der dunklen Lederhalfter holte.

Während er die Mündung auf den Mann richtete, so daß der Bucklige wie von einem dunklen Auge angeglotzt wurde, verhärtete sich sein Gesicht. Die Züge schienen allmählich einzufrieren, und in seine spaltbreiten Augen trat ein lauernder Ausdruck.

»Er wird schießen, Vater!« vernahm Braker hinter sich die Stimme des Mädchens.

»Ja, laß ihn…«

»Hör zu, du verfluchter Kretin! Ich blase dir das Gehirn aus dem Schädel, und deine Tochter wird mich davor nicht zurückhalten können, das schwöre ich dir.«

Der Gnom hob seine langen Arme ein wenig in die Höhe und begann, mit den Fingern zu wedeln. »Das braucht sie auch nicht. Mir ist es egal, ob du schießt.«

»Dann willst du sterben?«

»Nein.«

»Aber das passiert, wenn ich schieße.«

»Vielleicht«, erwiderte der andere. »Vielleicht auch nicht. Du kannst es versuchen. Ja, schieß!«

Tassilo Braker war unsicher geworden. Diese Unsicherheit steigerte sich noch, als der Kretin vor ihm die Arme hob, die Lippen verzog und so etwas wie ein Grinsen produzierte.

Ohne sich dabei umzudrehen, sprach er das Mädchen an. »Und du wirst zuschauen, wie ich deinen Vater kille.«

»Ja mach es!« erwiderte Della kalt.

Das erschreckte den anderen. Mit einer solchen Reaktion hatte er nicht gerechnet. »Du hast nichts dagegen?«

»Nein.«

»Weshalb nicht? Haßt du ihn?«

»Er ist mir egal.«

Braker begann glucksend zu lachen. »Hast du es gehört, Alter, deine Tochter hat gesprochen. Du bist ihr egal. Du bist ihr sogar scheißegal. Weshalb bist du gekommen?«

»Weil ich sie zurückholen will!«

Jetzt mußte der andere lachen. »Zurückholen willst du sie. Zu dir vielleicht? Das ist lächerlich. Ich habe beschlossen, daß sie zu mir gehört, und dabei bleibt es. Hast du verstanden?«

»Sicher.«

»Schieß schon«, sagte Della. Ihre Stimme klang völlig gefühllos.

Sie goß bei ihren Worten sogar Champagner ins Glas. Der Barbesitzer hörte die Geräusche. »Willst du nicht?«

Da feuerte er.

Braker drückte ab. Nicht nur einmal, sondern dreimal. Jedesmal bäumte sich die Waffe in seiner rechten Hand auf. Er sah, wie die Kugeln in den verwachsenen Körper schlugen, er roch das Waffenöl und auch den Pulverschmauch. Es war noch der gleiche Geruch wie früher. Der Begleiter des Todes.

Und doch war früher etwas anders gewesen. Da hatten die Opfer nicht gelacht.

Der Bucklige aber lachte.

Er lachte sogar, als die dritte Kugel in seinen Körper fuhr. Er flog zurück, fiel auf seinen Buckel, rollte sich herum und blieb auf der Seite liegen, ohne sich zu rühren.

Tief atmete sein Mörder durch. »Das war es«, sagte er stöhnend.

»Der tötet keinen mehr.«

»Nein, das war es nicht!«

Della hatte gesprochen, und er hörte hinter sich ihre Schritte. Er drehte sich um.

Sie kam lässig näher. Wie sie das Glas hielt, ließ auf Routine schließen. Neben ihm blieb sie stehen. Mit der freien Hand deutete sie auf ihren toten Vater.

»Das war es wirklich nicht.«

»Wieso?« schrie Braker. »Was sollen diese verdammten Wiederholungen eigentlich?«

»Weil er nicht tot ist.« Ihre Antwort klang lässig und auch lakonisch. Dabei nahm sie noch einen Schluck Champagner.

Braker schaute seine neue Freundin an, als hätte er eine Geisteskranke vor sich. »Wie… wie kannst du das sagen?« flüsterte er.

»Verdammt, wie kannst du so etwas behaupten?« Er wurde sich erst

jetzt darüber klar, was die Worte der jungen Frau zu bedeuten hatten, fuhr auf dem Absatz herum, packte Della an den Schultern und schüttelte sie durch. Eine Hand drückte er in den Nacken und drehte den Kopf so, daß Della direkt auf ihren toten Vater schauen mußte. »Da liegt er, verdammt. Drei Kugellöcher hat er im Körper, Das übersteht keiner. Wie kannst du dann behaupten, daß er nicht tot ist?«

Er ließ sie los. Della rieb über ihren Nacken und ging zwei Schritte zurück. »Weil er sieben Leben hat.«

Das Lachen des Mannes schallte schrill durch die Bar. »Was hat dein Vater?«

»Sieben Leben!«

»Aber jetzt nur noch sechs, oder wie? Eines habe ich ja zerstört.«

Er fing an zu lachen.

»Das kommt nicht ganz hin. Es kann auch sein, daß er nur noch vier hat. So genau bin ich darüber nicht informiert, doch das werden wir noch alles sehen.«

»Sieben Leben.« Braker steckte seinen Revolver weg und ging im Kreis. Dabei schlug er gegen seine Stirn. Immer wenn er sie berührte, erklang ein klatschendes Geräusch.

Della rührte sich nicht. Sie blieb stehen und schien sich köstlich zu amüsieren. Es war ihr gelungen, Tassilo Braker aus der Fassung zu bringen. So hart, wie er sich immer gab, war der Gangsterboß nicht.

Della war sehr gespannt.

Tassilo Braker blieb stehen. »Gut«, sagte er und nickte dabei. »Er hat also sieben Leben. Das nehme ich alles noch hin. Aber was will er mit diesen Leben?«

»Er braucht sie.«

»Und wofür?«

»Er muß länger existieren als andere. Er ist etwas Besonderes, denn er hat sich vorgenommen, einem Dämon zu dienen. Einem mächtigen, wie er mir einmal anvertraute. Er will hier seine Spur aufnehmen.«

»Und wer soll das sein?«

»Du wirst den Namen nicht kennen. Ich sage ihn dir trotzdem. Er heißt Shimada!«

Braker hob die Schultern. »Den kenne ich tatsächlich nicht. Ist aber ein wilder Name.«

»Ja, so wild wie Shimada selbst. Das ist ein sehr gefährlicher Dämon. Er metzelt alles nieder, was sich ihm in den Weg stellt. Shimada ist gnadenlos, und irgendwie paßt mein Vater zu ihm. Findest du nicht auch?«

»Nein, das finde ich überhaupt nicht. Da ich nicht weiß, was ein Dämon mit einem Toten will.«

»Er ist nicht tot.«

Braker verzog das Gesicht. Er wollte etwas sagen. Die harte Antwort

lag ihm schon auf der Zunge, doch er schluckte sie runter.
Nein, dieses Mädchen war unbelehrbar. Es erzählte ihm da Dinge von einem Dämon oder einer mythologischen Gestalt, die wahrscheinlich nur mehr ein Phantasiegebilde war. Mit so etwas konnte man ihm nicht kommen. Er hielt sich da lieber an die Realitäten.
»Mehr willst du nicht wissen?« fragte Della.
»Nein, mehr nicht. Ich muß dafür sorgen, daß die Leiche dieses Kretins weggeschafft wird.« Er drehte sich zu seiner Freundin hin und grinste tückisch. »Und du, Della, der du ja seine Tochter bist, wirst mir dabei helfen!«
»Ich soll meinen Vater wegtragen?«
»Ja, genau!«
»Das brauche ich gar nicht. Er kann von allein gehen. Sieh ihn dir an, Sir!«
Della hatte so sicher gesprochen, daß Braker der Aufforderung nachkam. Er schaute auf die Leiche und sah, daß ein Zucken durch den buckligen Körper lief.
Sofort danach hob der Tote den Kopf. Er winkelte die Arme an, stemmte sich auf die Hände und drückte sich langsam in die Höhe.
Direkt vor Braker blieb er stehen.
Fassungslos schaute der Nachtclubchef in das von Geschwüren und kleinen Beulen bedeckte Gesicht. Er atmete schwer und pfeifend.
»Hallo Killer!« sagte der Gnom mit tiefer Stimme…

***

Jane hatte uns noch einmal überzeugt, daß es besser für uns alle war, wenn wir uns den Ort anschauten, wo das Schreckliche geschehen war. Also waren wir gefahren.
Glücklicherweise gehörten zum Fuhrpark des Sanatoriums mehrere Fahrzeuge. Craig Russell, der technische Leiter, zog zwar ein säuerliches Gesicht, aber er machte gute Miene zum bösen Spiel und gab uns die Schlüssel zu einem grauen Dodge.
»Bringen Sie ihn aber heil zurück«, flehte er uns an.
»Keine Angst, das werden wir«, antwortete Bill lässig.
»Das haben Sie beim erstenmal auch schon gesagt. Und jetzt sind nur mehr Trümmer übrig.«
Der Reporter winkte ab. »Die Sache ist ausgestanden. Wir wollen nur noch einmal etwas nachprüfen.«
»Bitte.«
Den Weg kannten wir. Nach dem Vorfall waren einige Stunden vergangen. Wir alle hofften, daß sich die Lage ein wenig entspannt hatte und wir vor allen Dingen keine Polizei mehr vorfanden. Die Männer hätten nur dumme Fragen gestellt, das mochte ich überhaupt nicht, denn um lange Erklärungen abzugeben, hatte ich nicht den

Nerv.

Suko fuhr. Zusammen mit Jane hatte ich mich in den Fond gesetzt. Sie saß neben mir wie eine Puppe. In ihrem Gesicht zuckte kein Muskel. Auch kam mir ihre Haut so unnatürlich blaß vor. Manchmal bewegte sie die Lippen, als wollte sie etwas sagen, dann aber drang nur mehr ein stöhnender Atemzug aus ihrem Mund.

»Was hast du?« fragte ich sie.

»Nichts, John, gar nichts.«

»Das glaube ich dir nicht.«

Jane hob nur die Schultern und drehte den Kopf der Scheibe zu, um nach draußen schauen zu können, wo die sehr gepflegt wirkende Parklandschaft vorbeihuschte.

Ich wußte auch nicht, wie ich es anstellen sollte, um Jane Collins zum Reden zu bringen. Sie hatte ein Problem, das stand für uns fest, aber sie wollte nicht darüber sprechen.

Ich versuchte es noch einmal. »Jane, ich möchte dir helfen, wirklich.«

»Das glaube ich dir, John, aber mir kann niemand helfen. Glaub es mir. Das muß ich allein entscheiden.«

»Hat es etwas mit uns zu tun?«

»Auch.«

»Und sonst?«

»Mit meiner Vergangenheit. Mehr kann ich dir nicht sagen. Ich muß einfach darüber nachdenken und mir über viele Dinge endlich klarwerden. Das werde ich auch schaffen.«

»Ohne Hilfe, Jane?«

»Ja, ohne. Weil es nur mich angeht. Verstehst du? Es geht nur mich etwas an!«

»Schade.«

Sie drehte sich wieder um und legte eine Hand auf mein Knie.

»John, ich werde damit fertig. Mach dir keine Sorgen.« Damit war für sie das Thema beendet, auch ich fragte nicht mehr nach.

Bill drehte sich um. »Diese Strecke hier sind wir schon einmal gefahren. Noch einige Minuten, dann sind wir da.«

Es dauerte nicht einmal sehr lange, bis Suko den Dodge abbremste und wir aussteigen konnten.

Kalte Luft schlug uns entgegen. Ich hatte im Radio von einer Kältewelle gehört, die sich in Richtung Süden ausbreitete. Bisher hatten wir nicht viel davon gespürt, nun aber kam die Kälte, und sie schien vom Wind mitgenommen worden zu sein. Er biß in unsere Gesichter. Aus Norden wehte er.

In der Tat war die Stelle leer. Die Panzer hatten sich wieder zurückgezogen, die Trümmer des Hubschraubers, und auch die Toten waren geborgen worden, und auch den Truck, um den sich zu Beginn alles gedreht hatte, sahen wir nicht mehr.

Ich atmete tief durch. Ein komisches Gefühl überkam mich doch, als ich dorthin schaute, wo mich die Erde fast verschlungen hätte.

Wäre Suko nicht gewesen, hätte ich nicht hier stehen können.

»Du wolltest also dorthin, wo ich fast versunken wäre«, sagte ich zu Jane.

»Ja.«

Meine Freunde beobachteten sie. Keiner der Männer sprach, wir ließen Jane den Vortritt. Sie ging zwei Schritte und stemmte sich gegen den Wind, der in ihr Gesicht fuhr und die langen Haare in die Höhe wehte.

»Was ist los?« fragte ich.

»Ich glaube, ich spüre ihn.«

Wir Männer schauten uns gegenseitig an. Bill hob die Schultern, Suko schüttelte den Kopf. Mit dieser Antwort konnte keiner von uns etwas anfangen.

»Wen spürst du?« fragte ich.

»Den Würfel.« Jane gab die Antwort mit einer so großen Selbstverständlichkeit, daß wir nicht mitkamen. Ich wollte schon lächeln, denn damit hätte ich nicht gerechnet.

Sie spürte also den Würfel!

»Das mußt du uns erklären«, forderte ich sie auf. »Wie kann man ihn spüren?«

Jane kam wieder zurück. Mit der Hand deutete sie dorthin, wo der vernichtete Zombie-Apache zusammen mit dem Würfel versunken war. »Es ist schwer, eine Erklärung zu geben, aber ihr werdet mich trotzdem begreifen, so hoffe ich.«

»Bitte, rede.«

»Ich habe den Würfel über lange Wochen bei mir getragen. Erst jetzt ist mir klargeworden, welch eine Macht ich damit buchstäblich in den Händen gehalten habe. Ich hätte ihn manipulieren und mich meiner Feinde erwehren können, aber was habe ich getan? Nichts von dem. Wie tot lag ich in dem alten Kloster, hielt den Würfel fest und wartete darauf, daß irgend etwas geschehen würde. Aber es tat sich nichts, überhaupt nichts. Andere übernahmen die Initiative. Eigentlich war der Würfel ja ein Fremdkörper«, gab sie zu, »aber nach einer Weile kam mir das nicht so vor. Ich begann, mich an den Würfel zu gewöhnen. Ja, ich stellte mich darauf ein, daß ich mit ihm leben muß. Damals ahnte ich noch nichts von einem künstlichen Herzen. Im Laufe der Zeit hat sich zwischen mir und dem Würfel so etwas wie ein Verhältnis des Vertrauens eingestellt, ich gewöhnte mich an ihn, er gewöhnte sich an mich. Wir gingen zwar keine direkte Verbindung ein, aber gewisse Reste waren und sind noch immer vorhanden!« Sie richtete ihren Blick auf uns drei. »Versteht ihr mich?«

»So einigermaßen«, gab ich zu. »Du willst also versuchen, einen

erneuten Kontakt mit dem Würfel aufzunehmen?«
»Das meine ich.«
Bill deutete zu Boden. »Er ist in der Tiefe verschwunden. Kannst du diese Sperre durchbrechen?«
»Das muß ich versuchen.«
»Aber die Erde ist zu«, warf ich ein. »Sie wurde wieder normal. Ich weiß nicht, ob…«
»Bitte, John, keine Einschränkungen! Ich habe gesagt, daß ich es versuchen will. Vielleicht bekomme ich einen Hinweis oder einen Kontakt mit dem Würfel. Schließlich habe ich ihm lange mein Leben zu verdanken gehabt.«
»Laß sie auch zufrieden«, sagte Suko zu mir.
Ich hob die Schultern. Im Prinzip hatte ich es nur gut gemeint. Ich wollte nicht, daß sich Jane, wo sie ja praktisch erst seit einigen Stunden ihr neues Herz trug, sich schon wieder aufregte und in ein neues Abenteuer stürzte.
Andererseits hatte Jane die Operation überstanden und war für mich zu einem magischen Phänomen geworden.
Nun ja, wir würden sehen.
Sie kniete sich hin. Sehr langsam geschah dies. Dann beugte sie sich nach vorn, als ob sie die Erde küssen wollte.
Dazu kam es nicht. Bevor ihre Lippen den Boden berührten, blieb sie in dieser gebückten Haltung sitzen und preßte ihre Hände fest gegen den Untergrund.
Wir umstanden sie in einem Halbkreis und schauten auf ihren Rücken. Der Wind spielte mit ihren blonden Haaren.
Zunächst geschah nichts. Wir standen nur da und warteten auf Janes Reaktion.
Sagte sie etwas?
Zunächst hatte ich an eine Täuschung gedacht, an das Flüstern des Windes, bis mich ihre Stimme traf.
»Ich spürte es.«
»Kontakt?« fragte Bill schnell.
»Ja, ich habe Kontakt.«
»Was ist es?« flüsterte ich.
»Der Würfel«, erwiderte sie leise. »Es muß der Würfel sein. Ich kann mir nichts anderes vorstellen.«
»Dann befindet er sich noch hier?«
»Ja, aber er wandert…«
Ich spürte auf meinen Handflächen den Schweiß und ballte die Hände zu Fäusten. Wenn der Würfel tatsächlich wanderte, geriet er aus unserer Kontrolle. Dann war alles umsonst, dann hatte Jane Collins verloren. Und wir auch.
»Kannst du feststellen, wohin er gewandert ist?« erkundigte ich mich.

»Nein, John, aber da ist eine fremde Kraft, die ihn hält. Sie will ihn nicht loslassen, sie…«

»Bitte, Jane…« Ich war aus dem Halbkreis und näher an sie herangetreten. An der rechten Seite stand ich, hatte mich gebückt und schaute sie an.

Jane hatte zwar ihre Haltung behalten, doch sie war innerlich zusammengesackt. Sie schien Depressionen zu haben, eine Enttäuschung erlebte sie und als ich sie an der Schulter berührte, zuckte sie zusammen.

»Nicht, John, bitte nicht jetzt! Ich versuche alles…«

So warteten wir. Wieder verstrich Zeit. Abermals lastete die Spannung auf uns. Jetzt hätte ich mir gern einen durchsichtigen Boden gewünscht. Leider tat mir die fremde Magie diesen Gefallen nicht. Der Untergrund blieb, wie er war.

Daß Jane überhaupt Kontakt mit dem Würfel des Unheils bekommen hatte, glich einem Phänomen, da zwischen ihr und dem Quader doch eine dicke Schicht Erde lag, die sich als störend erweisen konnte.

»Kann du ihn beeinflussen?« fragte ich sie.

»Wie denn?«

»Er soll tun, was du willst. Heb ihn hoch! Sieh zu, daß er die Erde verläßt!«

»Das schaffe ich nicht.«

»Jane, bitte…«

»John, es ist so schwer. Ich habe nicht den direkten Kontakt. Ich halte den Würfel nicht mehr fest, deshalb läßt er sich von mir kaum beeinflussen. Das mußt du verstehen…«

Auch mich hielt die Erregung umklammert. Selbst meine Hände zitterten. Ich hatte das Gefühl, an Janes Stelle zu sitzen und nicht neben ihr zu stehen.

Die Hände meiner beiden Freunde spürte ich auf den Schultern.

Sukos ruhige Stimme erreichte mich. »Bitte, John, mach dich nicht selbst verrückt!«

»Aber…«

»Komm, laß es!«

Sie zogen mich wieder in den Kreis, als wäre ich ein kleines Kind.

Verdammt, ich sah mich am Ende einer langen Fährte und mußte nun miterleben, daß das Ziel immer weiter weg wanderte. Es kam mir vor wie ein Horizont, denn auch er war kein fester Punkt und lief dem Betrachter stets davon.

Die Furcht drückte meine Brust zusammen. Die Herzschläge klangen irgendwie dumpfer. Vielleicht lag es an der Enttäuschung.

Soviel hatte ich eingesetzt, und jetzt war alles vorbei. Kein Würfel mehr, der sich in meiner Hand befand und von mir kontrolliert werden konnte.

Wieder blickte ich auf Janes gekrümmten Rücken. Sie hatte die Umwelt vergessen. In diesen Augenblicken kam sie mir vor wie Kara, die Schöne aus dem Totenreich, wenn sie eine Beschwörung durchführte. Jane bestand nur mehr aus Konzentration.

Konnte sie den Kontakt aufrechterhalten?

Auch Bill und Suko waren gespannt. Der Reporter hatte sogar vergessen, in London anzurufen, andere Dinge waren für ihn wichtiger.

Und Jane erhob sich.

So schnell, daß wir drei davon überrascht wurden. Sie kam auf die Füße, drehte sich und schaute uns an.

Starr war ihr Blick, bleich die Haut, blaß die zuckenden Lippen.

Siesah aus, als hätte sie geweint, hatte aber die roten Augen von dem scharfen Wind gekriegt.

Ich hielt es nicht mehr länger aus und fragte: »Hast du etwas erreichen können?«

»Möglich…«

Die Antwort war uns zu vage, deshalb hakte ich nach. »Was denn, Jane? Bitte!«

»Der Würfel befindet sich auf der Wanderschaft«, begann sie leise. »Er wird weite Entfernungen zurücklegen, denn er hat einen Ruf vernommen.«

»Von wem?«

»Ich kenne ihn nicht, aber es ist jemand, der mehrere Leben hat. Vielleicht ein Dämon, vielleicht ein Mensch, wer kann das schon sagen? Ich habe keine Ahnung.«

»Und was will der Unbekannte mit dem Würfel?«

Sie lachte leise. »Leben will er. Er hat sieben Leben und muß irgendwie gemerkt haben, daß er sich seine Existenz aus dem Würfel hervorholen kann.«

»Und der Würfel wandert auf ihn zu?« fragte ich noch einmal.

»So ist es.«

»Wo können wir ihn dann finden?«

Jane hob die Schultern. Sie wischte sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Es ist sehr schwer, wißt ihr.«

»Kannst du uns nicht die ungefähre Richtung sagen?«

»Ja, nach Westen. Er wird nach Westen wandern.«

Bill winkte ab. »Das ist verdammt weit weg. Im Westen liegen zahlreiche Orte. Los Angeles, Reno, Las Vegas, Frisco…«

Bevor der Reporter noch weitere Orte aufzählen konnte, wurde er von Jane unterbrochen. »Moment mal, Bill. Frisco? Das ist es. Dieser andere mit den sieben Leben hat seine Gedankenströme ausgeschickt. Er teilte auch mit, wo er zu finden wäre. Da glaubte ich, Frisco gehört zu haben. Bin mir aber nicht sicher.«

»Egal«, sagte ich. »Das ist immerhin etwas.« Ich wandte mich an die anderen. »Und wißt ihr, wer in Frisco lebt?«

»Klar«, sagte Suko, »Yakup.«

»Eben.«

»Denk an Ali«, sagte Bill.

Nach dieser Antwort wurde es still, weil jeder seinen Gedanken nachhing. Sollte das Schicksal eine solche Kapriole geschlagen haben, daß es uns nach Frisco verschlug, wo Freunde von uns warteten? Und standen diese möglicherweise mit dem Würfel in Verbindung?

Alles war drin. Auch ich spürte meine innere Nervosität und die Spannung. Allerdings war es schwer, die neuen Erkenntnisse in eine Reihe zu bekommen.

Jane hatte von einem Unbekannten gesprochen, der sieben Leben besaß, und der es schaffte, die Kraft für diese Leben allein aus dem Würfel zu schöpfen. Wenn einem so etwas gelang, mußte er schon eine außergewöhnliche Person sein.

Oder ein mächtiger Dämon.

Jane Collins stand vor mir. Sie war sehr nachdenklich, und auch ich hatte die Stirn gekraust. »Bitte, Jane, kannst du nicht noch einmal überlegen? Hast du keine weiteren Informationen bekommen?«

»Nein. Es ging nicht mehr. Die Ausstrahlung des Würfels ließ nach. Ich wunderte mich sowieso, daß es mir überhaupt gelungen war, Kontakt mit ihm aufzunehmen. Anscheinend gehören wir beide noch immer zusammen. Anders sehe ich es nicht.«

Ich hob die Schultern. »Das muß wohl so sein«, murmelte ich.

»Und der Spuk war es nicht?« wollte Suko wissen, der vor kurzem üble Erfahrungen mit diesem Dämon gemacht hatte.

»Nein!«

»Was macht dich so sicher?«

»Suko«, erwiderte Jane beinahe vorwurfsvoll. »Ich habe den Würfel lange genug in meinem Besitz gehabt, und ich konnte auch merken, daß es der Spuk immer versuchte, mir den Quader abzunehmen. Er war anders. Er ist direkter gewesen, wenn du verstehst, was ich meine. Dieser Unbekannte war weit entfernt, seine gedanklichen Ströme waren nur mehr Schwach festzustellen. Der Spuk hatte diesen Zombie-Apachen eingesetzt. Nachoo war von ihm beeinflußt worden. John ist es jedoch gelungen, ihn zu vernichten. Zwar konnte er den Spuk nicht ausschalten, aber er wird sich zurückgezogen und – ob freiwillig oder nicht – einem anderen das Feld überlassen haben.«

Ich spürte die Unruhe in mir und konnte sie mit dem Begriff Eile umschreiben. »Wie dem auch sei, Freunde, bitte keine langen Diskussionen. Wir müssen fliegen.« Ich wandte mich an Bill. »Willst du auch mit?«

»Was denkst du denn?«

»Dann rufe zuvor in London an, sonst werden wir dort zu lange vermißt.«
»Okay, das mache ich.«
Mit ein wenig Hoffnung gestärkt, gingen wir wieder zurück zum Wagen, stiegen ein und fuhren zurück. Diesmal konnte sich Craig Russell freuen, denn wir brachten ihm ein völlig intaktes Auto zurück…

***

»Hallo Killer!«
Die beiden Worte des Toten echoten im Hirn seines Mörders nach. Der Nachtclubchef fühlte sich wie gerädert. Er verstand überhauptnichts mehr. Wie konnte ein Mensch, der von ihm mit drei Kugeln zu Boden gestreckt worden war, wieder aufstehen und ihn noch ansprechen?
Das war ein Ding der Unmöglichkeit!
Della wurde spöttisch. »Jetzt bist du sprachlos, wie?«
Das war Braker tatsächlich. Er wollte den Mund öffnen, um etwas zu sagen, das schaffte er nicht, denn es gelang ihm nicht, die Überraschung zu verdauen.
So blieb er stehen, atmete schwer, spürte die wachsende Angst in sich und senkte den Blick, so daß er an dem Gürtel hängenblieb, in dem noch mehrere Dolche steckten.
Der Gnom hatte den Mann genau beobachtet. Er ließ ein Lachen hören und rieb sich gleichzeitig die Hände. Seine Haut war trocken, so daß es sich wie das Rascheln von Papier anhörte.
Wieder bewegte er sich so gleitend und geschmeidig. Mit einem langen Schritt erreichte er Stoke, den toten Leibwächter. Die gierigen Finger der rechten Hand umklammerten den Dolchgriff und rissen die Waffe mit einem Ruck aus dem Rücken des Toten. An der Kleidung säuberte er die Klinge, hielt den großen kahlen Kopf dabei schief und ließ Tassilo Braker nicht aus den Augen.
Der hatte natürlich mit dem Gedanken gespielt, die restlichen Kugeln in die Gestalt zu pumpen, aber da war etwas, das ihn von diesem Vorsatz abhielt.
Von dem Gnom ging eine Aura aus, die man als unheimlich bezeichnen konnte. Der verbreitete ein Gefühl der Angst, einem Odem des Todes, vielleicht den Gruß einer anderen Welt.
Die Welt der Toten…
Tassilo Braker schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über ihn gegossen. Seine dicken Fleischmassen innerhalb des Gesichts gerieten dabei ebenfalls in Bewegung.
Della meldete sich wieder. »Was hast du?« fragte sie.
»Verdammt!« ächzte Braker. »Wie kann es angehen, daß so ein

häßlicher Kretin eine so schöne Tochter besitzt?«

Das Mädchen lachte. Sie schleuderte die rotbraunen Haare zurück und starrte dem anderen ins Gesicht. »Es gibt im Leben viele Dinge, die du nicht begreifen kannst«, sagte sie. »Sehr viele sogar. Ich habe versucht, auszubrechen…« Sie sprach nicht mehr weiter und hob die Schultern.

»Wie? Du wolltest weg?«

»Ja. Weg von ihm…«

Kaum hatte sie die Antwort gesagt, als der Gnom anfing zu lachen. »Mir entkommt keiner. Ich habe sieben Leben. Und ich hole die Person immer zurück, die mir gehört. Sie gehört mir. Jetzt werde ich sie mitnehmen. Keiner hindert mich daran!«

Er kam auf Tassilo zu.

Plötzlich schlug dessen Herz schneller. Das mit Pusteln und Geschwüren überdeckte Gesicht des Gnoms war eine Maske des Schreckens. So etwas Abstoßendes hatte er noch nie in seinem Leben gesehen. In dieser verwachsenen Gestalt wohnte eine höllische Kraft. Dort lauerte das Grauen, vielleicht die Macht des Teufels…

Braker ging zurück. Dabei warf er seiner neuen Freundin einen hilfesuchenden Blick zu.

Della reagierte kaum. Ihr Gesicht zeigte einen nahezu blasierten Ausdruck, und in ihren Augen spiegelte sich eine gewisse Teilnahmslosigkeit. Ihr war das Schicksal des Mannes völlig egal. Sollte er sterben, was spielte das für eine Rolle?

»Verdammt, tu was!« flüsterte Braker.

»Nein, er will etwas von dir, nicht von mir. Du mußt mit ihm schon fertig werden.«

Tassilo ging den nächsten Schritt, dann noch einen. Sekundenschnelle war in seinem Hirn ein verzweifelter Plan gereift. Wenn der nicht anschlug oder klappte, war alles umsonst. Deshalb wollte er es einfach versuchen.

Und er sprang vor.

Es war eine Verzweiflungstat. Mit dem Revolver konnte er nichts ausrichten, also mußte er anders versuchen, die Flucht zu ergreifen.

Als er abgehoben hatte, schnellte sein rechter Arm zur Seite, und die gespreizte Hand traf Della in Halshöhe, so daß sie zurückgeschleudert wurde und sein Fluchtweg frei war.

An dem Gnom wollte er vorbei.

Dessen Tochter hatte er überraschen können, den Verwachsenen nicht. Er kannte alle Tricks und lachte nur.

Gleichzeitig handelte er auch. Plötzlich schien sein Bein bei einem Spagat überlang zu werden. Auf jeden Fall bildete es in Kniehöhe ein Hindernis, das der Flüchtende zu spät sah. Er bekam die Füße nicht mehr richtig in die Höhe, so daß er dem Hindernis nicht ausweichen

konnte und darüber stolperte.

Ein krächzendes »Verdammt« drang noch aus seinem Mund, als er den Boden auf sich zurasen sah.

Dann schlug er auf.

Es war ein harter, wuchtiger Aufprall, der ihn durchschüttelte und bis ins Mark traf. Er prellte sich noch seine linke Schulter, bevor er sich zur Seite wälzte, einmal überrollte und wieder auf die Beine kommen wollte.

Es blieb beim Versuch.

»Bleib so, wie du bist!« peitschte die Stimme des Verwachsenen.

»Rühr dich nicht!«

Tassilo Braker gehorchte.

Mitten in seiner Aufwärtsbewegung war er erstarrt. Er hockte schief auf dem Boden. Einen Arm hatte er ausgestreckt und stützte sich mit der linken Hand ab. Den rechten hielt er angewinkelt. Er war bereit, jeden Augenblick den Revolver zu ziehen.

»Laß ihn!«

Der Bucklige hatte sich noch mehr geduckt. Sein schiefer Mund war zu einem diabolischen Grinsen verzogen. In seinen kleinen Augen leuchtete der reine Mordwille. Die halb zerstörte Haut an seinen Wangen begann zu zucken, als stünde sie unter Strom.

Braker bekam eine fürchterliche Angst. Obwohl er den Revolvergriff unter den Fingern spürte, traute er sich nicht, die Waffe hervorzuholen. Zu sehr hatte ihn der Befehl des anderen geschockt.

Und der zog sein Messer.

Braker kannte sich in der Szene aus. Er hatte oft genug gesehen, wie jemand eine Waffe hervorgeholt hatte. Aber nie mit der Geschwindigkeit wie dieser Gnom. Darin war er ein Meister.

Mit der linken Hand hatte er den Dolch gezogen. Und er hielt die Klinge dabei nur mehr mit zwei Fingern umfaßt. Sie kamen dem Barchef vor wie lange Knochenbeine, so dünn war die weiße, teigig schimmernde Haut.

»Della!« stöhnte Braker. »Verdammt, Della…«

Aber Della tat nichts. Sie schaute zu, wie ihr Vater seinen linken Arm zu Boden schleuderte. Auf halber Höhe öffnete er die Faust, und der Dolch jagte auf Tassilo zu.

Die Entfernung war zu kurz. Nie hätte es jemand schaffen können, dieser Waffe zu entgehen.

Auch Braker nicht.

Er spürte noch den Schlag, sofort danach den Schmerz und hatte das Gefühl, seine Brust würde in zwei Hälften zerrissen.

Daß sein ihn stützender Arm wegknickte, merkte er nicht mehr.

Und auch nicht den Aufschlag, da war Tassilo Braker bereits in einem Reich, aus dem es keine Rückkehr gab.

Der Verwachsene aber nickte. Er schaute auf den Toten und grinste scharf. »Ja!« flüsterte er, »so hatte ich es haben wollen. Keiner schafft es gegen mich. Niemand wird es wagen, dich mir wegzunehmen, Della. Niemand! Hast du verstanden?«

Sie nickte.

Der Gnom bewegte sich auf sein zweites Opfer zu und zog die Klinge aus dessen Brust. Als er die Waffe wegsteckte, winkte er mit dem Zeigefinger seiner linken Hand.

»Und jetzt kommst du mit.«

Della blieb stehen. Obwohl sie vorhin getrunken hatte, spürte sie in ihrem Hals eine Trockenheit, die nicht natürlich war. Eine Folge ihrer Furcht.

Ja, auch Della hatte Angst vor diesem verwachsenen Gnom, obwohl der ihr Vater war.

Er streckte einen Arm aus. »Ich warte…«

»Nein, verdammt.« Sie trat mit dem Fuß auf. »Ich bin freiwillig hergekommen. Er hat mich überhaupt nicht geholt. Ich wollte einen Job finden, er hat mir einen gegeben.«

»Das weiß ich«, flüsterte der Gnom. »Das weiß ich sehr genau. Ich habe gesehen, wie du in seinen Armen lagst. Wie er dich anfaßte, überall berührte. Das hat er jetzt gebüßt. Du wirst zu mir zurückkehren. Nur in meiner Wohnung sollst du leben.«

»Ich will nicht mehr in die Erde!« schrie sie. »Verdammt, ich will es nicht mehr!«

»Danach wirst du nicht gefragt. Heute ist mein großer Tag, meine gewaltige Stunde. Heute werde ich den Kraftspender sehen, den ich so brauche. Ich habe Kontakt zu ihm bekommen. Ich spüre, daß der Würfel dabei ist, Entfernungen hinter sich zu lassen. Er wird mich erreichen, er wird mir seine Kraft geben, so daß ich auch gegen meine vielen Feinde ankommen kann.«

»Es hat doch keinen Sinn«, versuchte Della den Verwachsenen zu überreden. Das Wort Vater wollte ihr einfach nicht über die Lippen kommen. »Wirklich, es hat keinen Sinn.«

»Und wieso nicht?«

»Du kannst es nie schaffen. Man ist dir auf die Spur gekommen. Dieser Mann aus dem Kloster.«

»Interessiert mich nicht. Wenn mir der Würfel die Kraft für die weiteren Leben gegeben hat, bin ich unbesiegbar. Mein Haus wird zu einer dämonischen Trutzburg, in dem sich viele Schwarzblütler wohl fühlen können. Und du wirst mir dabei zur Seite stehen, Della.«

»Nein, nein…«

Er lachte spärlich. »Willst du auch sterben?« erkundigte er sich.

»Ich bin bereit, jedes Opfer zu bringen, und da mache ich bei dir auch keine Ausnahme. Heute verschone ich dich. Daß du mir

davongelaufen bist, schreibe ich deiner Jugend zugute, aber wehe dir, du versuchst es noch einmal. Dann garantiere ich für nichts.«

Zum erstenmal bekam auch Della vor ihrem Vater Angst. Bisher hatte ihr nicht einmal sein Aussehen etwas ausgemacht. Nun aber fürchtete sie sich, denn sie wußte genau, daß ihr Vater auch sie nicht schonen würde, wenn es um seine Pläne ging. Er war ein Ausgestoßener, ein Verwachsener, einer, den sie anspieen, aber es gab andere, die dies nicht taten. Die Schwarzblütler, mit denen er sich verbündet und die ihm von einem geheimnisvollen Würfel berichtet hatten, der eine so große Macht besaß, daß man mit ihm die Welt aus den Angeln heben konnte.

Das genau wollte er.

Die Welt aus den Angeln heben!

Er würde es den Menschen zeigen, er würde ihnen beweisen, wozu er fähig war, wenn ihn der Würfel erst einmal erreicht hatte, der sich bereits auf der Reise zu ihm befand.

Ja, der Würfel!

Er hatte ihn gesehen. Nicht in der Realität, sondern nachts, wenn er von schrecklichen Dingen träumte. Da war er ihm erschienen, aber er hatte sich bisher stets in der Hand eines anderen befunden.

Das war nun vorbei.

Endgültig!

Noch einmal krümmte er den Finger. »Na, mein Täubchen, willst du nicht zu deinem Vater kommen?«

Della wußte, daß es keinen Sinn hatte. Sie nickte und ging auf ihn zu. Um mehr als zwei Kopflängen überragte sie ihn, dennoch verspürte sie eine Beklemmung und Furcht, die schon unnatürlich war.

Der Gnom faßte nach ihrer Hand. Della hatte das Gefühl, Papier angefaßt zu haben, so trocken fühlte sich die Haut an, und über ihren Rücken lief ein Schauer.

Della konnte nicht mehr. Sie war zwar körperlich nicht am Ende, die Nerven spielten ihr jedoch einen Streich. Das übertrug sich auch auf die Reaktionen. Deshalb ließ sie sich mitziehen wie eine willenlose Puppe, und sie wunderte sich darüber, wie gut sich der Gnom innerhalb des Hauses auskannte, denn er ging über die Eingangsschwelle und gelangte in den Vorraum, wo auch die Garderoben lagen.

Bevor seine Tochter ihm noch eine weitere Wegbeschreibung geben konnte, wandte sich der Bucklige bereits nach links. Er steuerte auf eine schmale Tür zu, die eigentlich nur Insidern bekannt und im Prinzip stets verschlossen war.

Diesmal nicht.

In Höhe des Schlosses zeigte die Tür helle Splitter. Dort war das Holz

gerissen. Man hatte den Zugang mit Gewalt geöffnet.
»Komm mit, Täubchen, komm mit!« flüsterte der Bucklige. »Wir haben es eilig.«
Durch die offene Tür ließ sich das Mädchen noch ziehen, dann stemmte sie ihrem Vater Widerstand entgegen.
Unwillig drehte der Verwachsene den Kopf. »Was soll das heißen? Wo willst du hin?«
»Laß mich!«
»Du kommst mit, verdammt!«
»Ich will aber nicht. Ich führe mein eigenes Leben. Du kannst mich nicht zwingen, ein…«
Der Schlag traf sie völlig unvorbereitet und erwischte sie an der Wange. Dabei flog ihr Kopf nach rechts, die Haut bekam einen Abdruck, und die Augen der jungen Frau füllten sich mit Tränen.
»Willst du deinem Vater widersprechen?«
Es war nur eine Frage, die der Gnom stellte. Doch wie die Worte ausgesprochen waren, ließ darauf schließen, wie ernst es dem Zwerg war. Della starrte ihm ins Gesicht. Dabei stand ihr Mund ebenfalls offen, und sie atmete zischend.
Sie nickte.
Der Gnom war zufrieden. Er schleifte seine Tochter weiter und erreichte sehr bald den Hinterausgang. Eine simple Holztür, die er nach außen stoßen mußte. Vorsichtig streckte er den Kopf vor. Die Hand seines rechten überlangen Arms umklammerte das Gelenk seiner Tochter.
Sekunden vergingen.
Die Luft war rein!
Ruckartig zog er Della vor. Sie hatte damit nicht gerechnet, stolperte noch über ihre eigenen Beine und wäre mitten auf der Türschwelle gefallen, hätte ihr Vater sie nicht gehalten.
»Paß doch auf!« zischte er.
Dann schlichen sie weiter. Es fiel Della schwer, an den eigenen Vater eine Frage zu stellen. Sie tat es dennoch. »Wo willst du mich denn hinschleppen?«
»Das habe ich dir gesagt.«
»Aber ich will nicht in die Höhle!«
»Interessiert mich nicht, verdammt! Komm weiter!«
Sie liefen über den Hof. Vorbei an Abfallhaufen, an Kisten und Kartons. Dieses Gelände war eine regelrechte Müllkippe im Freien, eingerahmt von Hausfronten, die alle irgendwie verschieden aussahen und auch unterschiedliche Höhen besaßen. Die Feuerleitern wirkten wie aufgesetzt und bildeten ein Zickzackmuster.
Der Wagen stand neben einem offenen und fast überquellenden Müllcontainer. Della kannte ihn. Ihr Vater fuhr ein solches Auto. Es

war ein Toyota. Er hatte ihn irgendwo einmal gestohlen. An den meisten Stellen war der Lack bereits abgeblättert, so daß nur mehr die Grundierung zu sehen war. In der Kälte hatte sich auf dem Metall schon eine leichte Eisschicht gebildet.

Der Gnom wurde nervös. Er blieb neben der Fahrertür stehen und schaute sich witternd um. Della wußte nicht genau, was er hatte. Sie konnte sich jedoch vorstellen, daß er irgend etwas witterte. Ihr Vater besaß eine Nase für Gefahren.

Den Schlüssel hatte er bereits aus der Tasche geholt, ließ ihn in das Schloß gleiten und öffnete die Tür. Sie knarrte in den Angeln.

An diesem Wagen stimmte das meiste nicht mehr. Er war zumeist verrostet, die Sitze durchgesessen, das spielte keine Rolle. Für den Gnom kam es nur darauf an, daß die Karre fuhr.

»Los, rein!«

Della mußte zuerst Platz nehmen. Obwohl sie ihren Vater um einiges überragte, wußte sie, daß sie keine Chance mehr zur Flucht besaß. Da war der Gnom gnadenlos. Wer sich gegen ihn stellte, wurde vernichtet, auch wenn es die Tochter war.

Beide Türen hämmerten sie zur gleichen Zeit zu. Der Verwachsene hatte zuvor geschaut, aber keine Gefahr entdeckt. Hätte er jetztnachgesehen, wäre ihm etwas aufgefallen, denn auf einer der Feuerleitern bewegte sich ein Schatten.

Er war über die Dächer gekommen, da er sich von oben nach unten bewegte. Obwohl die Leitern bei jeder Gewichtsverlagerung schwangen, zitterten und sich bewegten, überwand die Gestalt dieeinzelnen verrosteten Sprossen mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit und hatte die Hälfte der Distanz hinter sich gebracht, als der Toyota gestartet wurde und auf die Einfahrt zurollte.

Die Gestalt blieb für einen Moment auf einer der Inseln zwischen den Leitern stehen. Trotz der Kälte war sie last sommerlich gekleidet, da sie sich so besser bewegen konnte.

Sie starrte in die Tiefe, sah den Wagen rollen, spannte sich und stieß sich plötzlich wie ein Turmspringer von dieser wackligen Insel aus Metall ab…

***

Die Amerikaner waren schon immer führend, was die Flugverbindungen innerhalb ihres Landes anging.

Wir flogen nach Westen, von Texas nach Frisco, und erlebten eine strahlende Sonne, wie ich sie selten zuvor gesehen hatte.

Ein beeindruckendes Bild. Sogar Jane wurde ein wenig aus ihrer Lethargie gerissen.

Sie saß neben mir, ich sah ihr Lächeln, und ich fragte sie wieder nach den Sorgen, die sie bedrückten.

»John, das möchte ich dir später berichten!«
»Aber wie? Jetzt haben wir Zeit. Wenn nur ich sie hören soll…«
»Bitte, John, nicht!«
»Okay.«
Ich dachte mal wieder über sie nach. Es war eine veränderte Jane Collins, die neben mir saß. Zwar sah sie so aus wie früher, auch steckte nicht mehr das Böse in ihr, dennoch hatte ich manchmal das Gefühl, neben einer Fremden zu sitzen.
Oft wirkte sie abweisend, überhaupt nicht vorhanden, und sie hielt oft den Kopf gesenkt.
Jedenfalls war nichts aus ihr herauszubekommen. So gab ich es auf und widmete mich den Dingen, die von der Stewardeß gereicht wurden: Getränke, ein kleiner Imbiß, Obst. Ich ließ es mir schmecken.
Bis Frisco verlief alles glatt. Die Maschine befand sich bereits im Landeanflug, als sich Jane reckte. Ich hatte das Gefühl, als wäre ihr eine bestimmte Eingebung gekommen.
Meine Finger fanden ihre Hand. »Was ist los, Jane? Hast du etwas?«
»Ja, ja…«
»Und?«
Eine Antwort auf meine Frage bekam ich nicht. Jane hing ihren Gedanken nach. Ich schaute nach draußen, sah den Flughafen, auch das Meer und die Berge. Eine herrliche Aussicht.
»Er ist da!«
Janes Worte rissen mich aus dem phantastischen Anblick. Ich schaute sie an, sah ihr bleiches Gesicht, den angespannten Zug um die Mundwinkel und auch ihr Nicken.
»Wer ist da?«
»Der Würfel.«
»Du hast Kontakt?«
Den bekam auch die Maschine. Der Pilot setzte auf. Ein kurzer Ruck, ein Stoßen, dann rollte der Vogel aus Leichtmetall ruhig über die Landebahn hinweg.
»Er ist nicht weit«, sagte Jane.
Ich spürte das innere Fieber. »Kannst du etwas Genaueres sagen? Vielleicht eine Richtung angeben?«
Tatsächlich drehte Jane den Kopf. Sie schaute zu den Bergen hinüber, dann blickte sie wieder auf ihre Knie und blieb sitzen, als wäre sie eine Puppe.
Ich beschloß, sie vorerst in Ruhe zu lassen. Bei Personen, die unter einem derart starken Dauerstreß standen, war es besser, zunächst einmal nichts zu sagen.
Amerikaner haben es oft eilig. Auch hier ließen wir erst die Geschäftsreisenden aussteigen, bevor sich Jane und ich erhoben. Den Gurt hatte sie allein gelöst. All ihre Bewegungen waren mir

automatisch vorgekommen. Auch als sie durch den Gang schritt, hatte sie etwas Puppenhaftes an sich.

Das fiel den anderen Freunden auf. Bill stieß mich leicht an. »Was hat sie denn, Mensch?«

»Ich weiß es nicht genau. Jedenfalls spürte sie einen gewissen Kontakt mit dem Würfel.«

»Ehrlich?«

»Ja, der ist hergestellt. Die meisten mußten doch eine stärkere Verbindung gehabt haben, als sie zugeben wollten. Nun ja, wir werden sehen.«

Jane Collins hatten wir zwischen uns genommen. Wir gingen im Gänsemarsch. Ich bildete den Schluß. Die Stewardeß sprach Jane an und erkundigte sich, ob ihr nicht gut wäre, daß sie so blaß aussah.

»Ich besorge einen Leihwagen«, erklärte Bill.

Alle waren einverstanden.

Jane, Suko und ich blieben zusammen. Es herrschte ziemlich viel Trubel. Die meisten entflohen der Kälte in wärmere Regionen. Südseeflüge waren ausgebucht.

»Spürst du ihn noch?« fragte ich.

Die Detektivin nickte. »Sicher. Er muß nicht weit entfernt sein. Ich hoffe, daß ich ihn finden kann.«

»Ist er in dieser Stadt?«

»Kann ich nicht genau sagen. Es ist möglich. Warte ab, bis Bill den Wagen hat.«

»Okay.«

Das dauerte nicht sehr lange. Bill winkte uns zu. »Ich habe einen robusten Ford bekommen«, erklärte er uns. »Kommt!«

Es war ein blauer Wagen, der auf einem abgetrennten Parkplatz stand. Aufgetankt, sehr sauber. Sowohl außen als auch innen.

»Soll ich fahren?« fragte Bill.

Wir waren einverstanden. Suko setzte sich neben den Reporter.

Jane und ich machten es uns im Fond bequem.

Bevor Bill startete, drehte er den Kopf. »Du hast keine Ahnung, wie ich fahren soll?«

»Starte erst mal.«

»Dein Wunsch ist mir Befehl.«

Wenig später hatten wir den Bereich des International Airports hinter uns gelassen. Auf dem ehester Freeway fuhren wir in Richtung Norden, parallel zu den inneren Hafenanlagen.

Ich dachte an Yakup Yalcinkaya, Shimada und auch an den kleinen Ali. Nie hätte ich gedacht, daß wir so schnell eine Chance bekommen würden, den Jungen aus Marokko wiederzusehen. Aber so ist das Schicksal.

»Wir sind richtig!« Janes Worte unterbrachen meine Gedanken, und

Bill nickte hinter dem Steuer.

Irgendwann mußten wir uns entscheiden, denn linker Hand erkannten wir bereits die graublaue Fläche der Frisco Bay. Geradeaus würde uns der Weg nach Berkeley oder Richmond führen.

»Nimm die Brücke!«

Kurz vor der Army Base ordneten wir uns in den Abfahrtskreis ein und rollten dann über die San Francisco Oakland Bay Bridge der Metropole Frisco entgegen.

Jane blieb weiterhin konzentriert. Sie schaute mal auf das Wasser, dann in Richtung Himmel, bewegte häufig die Lippen, schüttelte auch den Kopf, um wenig später zu nicken.

»Du kommst klar?« fragte ich.

»Ja, nach Norden.«

»Hast du gehört?« wandte ich mich an Bill.

»Exakt, Alter. Das heißt, wir müssen über die weltberühmte Golden Gate.«

»Genau.«

»Und kämen damit in die Gegend, wo auch das Kloster unseres Freundes Yakup liegt«, meinte Suko.

»Aber da ist der Würfel nicht?« wandte ich mich an Jane.

»Ich habe keine Ahnung, John. Möglich ist alles. Laß uns nur weiterfahren, dann sehen wir…« Sie schwieg. Ihre Hände zitterten plötzlich, aus ihrem Mund drang ein tiefer Atemzug. »Ja, er ist da. Er wandert nicht mehr. Der Würfel hat sein Ziel erreicht.«

»Wirklich?«

»Du kannst dich auf mich verlassen, John.«

Bisher war die Fahrt zügig verlaufen. Die Golden Gate Bridge war überhaupt nicht zu verfehlen. Zahlreiche Schilder wiesen auf diesen weltbekannten Übergang hin.

Der Nebel hatte die Brücke an diesem Tag verschont. Es war ein klarer Tag, so daß wir die gewaltige Konstruktion konturenscharf vor uns sahen.

Auch für mich wurde es wieder zu einem Erlebnis, über die Brücke fahren zu können. Im Norden grüßten die schneebedeckten Berge. Sie schienen zum Greifen nahe zu sein.

Ein wirklich fantastisches Bild, das uns alle irgendwie gefangennahm.

Leider hatten wir die Golden Gate zu schnell hinter uns gelassen.

Eine Stunde später rollten wir durch die Kälte. Auf den Straßen lag an schattigen Stellen dickes Eis. Der Weg führte ständig bergauf. Serpentinen wechselten sich mit Steigungsstrecken ab, und irgendwann bat Jane, anzuhalten.

Am rechten Straßenrand blieben wir stehen. »Was ist geschehen?«

»Wir müssen von der Hauptstraße weg.«

»Und wohin?«

»Nach rechts in die Berge.«
»Also an der nächsten Abzweigung?«
»Ja.«
Die sahen wir sehr bald, aber es war nicht der Weg, der zum Kloster führte.
Eine andere Welt umschloß uns. Das Schweigen des Gebirges lag wie eine große Glocke über uns. Kalifornien im Winter, das hatte ich auch noch nicht erlebt.
»Die Signale werden stärker«, flüsterte Jane. Sie hatte sich nach hinten in die Polster gedrückt und ihre Handflächen gegen die Schläfen gedrückt. Sehr konzentriert wirkte sie in diesem Augenblick, und auch Bill Conolly mußte achtgeben, daß er den Ford richtig lenkte, da es sehr schwierig geworden war, über den schneeglatten Untergrund zu fahren.
Suko hatte Spuren entdeckt. »Hier ist schon vor uns jemand hergefahren«, meldete er.
Ich schaute nach draußen. Tatsächlich hatten sich im Schnee Reifenspuren abgezeichnet. Sie sahen mir sogar ziemlich frisch aus.
»Weiter, Bill!« Janes Stimme zitterte vor innerer Spannung. Ich sah sie schlucken, und sie wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn, wo eine leichte Schweißschicht glänzte.
»Es geht nicht mehr.«
In der Tat drehten die Räder durch, da wir keine Schneeketten hatten. Für uns war die Strecke zu steil, und so blieb uns nichts anderes übrig, als auszusteigen.
Kalt fuhr der Wind gegen unsere Gesichter. Wenn wir nach vorn blickten, schauten wir auf einen weißen, baumlosen Bergrand.
Das Zuschlagen der Wagentüren unterbrach die majestätische Stille der Bergwelt.
»Wohin?« fragte Bill.
»Wir könnten den Spuren nachgehen«, meinte Suko. »Der Wagen ist ja besser vorangekommen.«
»Oder uns auf Jane verlassen«, schlug ich vor und schaute die Detektivin dabei an.
Jane zitterte in der Kälte. Ihre Wangen hatten eine rote Farbe angenommen, die Augen hielt sie leicht verengt, die Stirn war in Falten gelegt. »Ja, folgen wir den Spuren.«
»Und das ist korrekt?« vergewisserte ich mich.
»Sicher.«
Wieder bildeten wir eine Reihe. Nur das Knirschen des Schnees und unser heftiges Atmen waren zu hören. Vor unseren Lippen standen graue Hauchwolken, und wenn die Sonne einmal durch die dunkle Wolkenbank drang, sah sie blaß aus. Der Schnee hatte sämtliche Unebenheiten überdeckt, so daß wir uns nur mehr an den

Reifenspuren orientieren konnten.
Jane Collins blieb plötzlich stehen. »Hier«, sagte sie. »Hier genau muß es sein!«
»Wo?« fragte ich.
Sie deutete nach rechts. Dort endeten auch die Spuren, und wir sahen einen Wagen.
Es war ein Toyota. Er stand praktisch in einem breiten Felsspalt.
Jemand hatte dort den Schnee weggeschaufelt. Vorsichtig näherten wir uns dem Fahrzeug, passierten es und sahen davor den schmalen Weg, nicht mehr als ein Pfad und von hohen Felswänden begrenzt.
Er führte in die Tiefe.
»Das muß es sein!« flüsterte Bill, wobei er Jane einen fragenden Blick zuwarf.
Sie hatte ihre künstliche Ruhe verloren und war plötzlich aufgeregt. »Ja, das ist es, John. Ich spüre, daß wir den Würfel bald gefunden haben.«
»Kann es Hindernisse geben?«
»Das weiß ich nicht.«
»Du glaubst also nicht, daß der Spuk den Würfel geführt und uns in eine Falle gelockt hat?«
»Nein.«
»Dann los!«
Suko und Bill wollten den Anfang machen. Hinter ihnen ging Jane, ich machte den Schluß.
Wir schoben uns auf den Weg und schritten durch die schmale Schlucht in die Tiefe.
Tatsächlich ging es tiefer hinab. Zum Teil war der Boden vom Schnee befreit worden, aber Eisbuckel bildeten gefährliche Rutschfallen, so daß wir stark achtgeben mußten.
Uns schluckte die Tiefe und auch eine drückende Kälte.
Es gab auch etwas anderes. Eine gewisse Stimmung, die man schlecht erklären konnte. Sie war nicht normal, vielleicht ließ sie sich mit dem Wort Magie umschreiben. Jedenfalls hatte ich das Gefühl, als wären wir von Feinden umringt, die uns irgendwo auflauerten.
Im nächsten Augenblick vernahm ich Bills überraschten Ruf. Ihn und Suko sah ich, wie sie sich hektisch bewegten, sich noch festklammern wollten und vor Janes und meinen Augen verschwanden.
Auch Jane rutschte nach vorn, ich griff zu und hielt sie fest, bevor die Tiefe sie verschlucken konnte.
Nur wenig Licht fiel in diese handtuchschmale Schlucht. Aber es reichte aus, um das Loch oder die Öffnung im Boden erkennen zu können. Bill und Suko waren hineingerutscht. Wir hörten ihre Stimmen, die unnatürlich hohl klangen, weil sie aus der Tiefe her an unsere Ohren drangen.

»Keine Panik«, sagte der Reporter. »Wir haben es überstanden.«
Ich schaute nach vorn. Das Loch war groß genug, weshalb hatten die beiden es nicht entdeckt?
Danach fragte ich sie.
»Man hat es abgedeckt!« hörte ich Sukos Stimme.
»Kommt ihr denn raus?«
»Nein, die Wände sind zu glatt. Wir hängen hier fest. Aber es gibt einen Stollen, der in die Bergtiefe führt. Mein Vorschlag, John. Geht ihr weiter, wir nehmen den Stollen. Vielleicht treffen wir uns wieder.«
Ich war einverstanden. Wenn Suko so etwas sagte, wußte er genau, was er tat.
»Dann viel Glück!« rief ich hinunter.
»Danke!« schallte es zurück.
Jane räusperte sich. Sie schaute sich ängstlich um. Wohl war ihr nicht, das merkte ich sehr deutlich. »Ich weiß nicht«, flüsterte sie, »das riecht mir zu sehr nach einer Falle.«
Mein Blick wurde hart. »Der Spuk?«
»Nein, John. Ein anderer.« Sie hob die Schultern. »Ich weiß auch nicht, ob er mit dem Spuk in Verbindung steht. Das ist alles so verdammt seltsam und komisch.«
»Wir halten die Augen noch besser auf!«
Sie lächelte. Vorsichtig umgingen wir die tückische Schachtfalle.
Ich aber blieb noch einmal stehen und leuchtete in die Tiefe.
Der Strahl verlor sich nicht. Er stach in die Tiefe und fand ein Ziel auf dem Grund des Schachts. Zwar waren die Wände nicht mit Diamanten bestückt, dennoch glitzerten sie. Im Licht der kleinen Lampe leuchteten die Eiskristalle blauweiß.
»Wie tief ist der Schacht denn?« fragte Jane.
Ich hob die Schultern. »Nicht allzu tief. Nur eben sehr eng. Ohne Seil kommen die da nicht wieder raus.«
»Wenn ich nur wüßte, wer die Falle aufgebaut hat«, erklärte sie bebend. »Dann wäre mir wohler.«
»Mal sehen.«
Da es sehr düster war, hatte ich die Lampe eingeschaltet gelassen und leuchtete nach vorn. Sehr eng war der Pfad. Die Wände rückten noch näher zusammen, daß der Weg in eine Kurve führte und ich nicht hindurchsehen konnte.
Sehr langsam ging ich weiter. Immer wieder mußte ich aufpassen, um nicht auszurutschen. Mit einer Hand stützte ich mich an der linken Wand ab. Mal glitten meine Finger über kalten Fels, dann wieder über glatte in den Spalten wachsende Eisklumpen.
»Es ist nicht mehr weit«, hauchte Jane. »Verdammt, es ist nicht mehr weit.«
Sie hatte recht.

Urplötzlich kam ich mir vor wie im Märchen. So märchenhaft war für mich die Existenz der Holztür inmitten der Felswand auf der rechten Seite.

Vor der Tür blieben wir stehen. Sie war primitiv angebracht worden, schloß nicht fugendicht ab, und ich überlegte, was dahinter liegen konnte.

Jane beschäftigte sich mit den gleichen Gedanken. »John, dort können wir den Würfel finden.«

»Du bist dir sicher?«

»Ja.«

»All right.« Ich lächelte hart. »Dann öffnen wir die Tür mal.« Ich hoffte, daß sie nicht verschlossen war.

Sie war es nicht.

Und so konnte ich sie langsam nach außen ziehen. Mit jeder Vergrößerung des Spalts verstärkte sich in meinem Innern das Gefühl der Spannung…

***

Die Gestalt auf der Feuerleiter vollführte eine artistische Leistung.

Der Gnom, auf Kissen hinter dem Steuer hockend, sah sie nicht, da er sich auf die schmale Ausfahrt konzentrieren mußte. Es war nur mehr ein Schlauch innerhalb der Häuser, gerade so breit, daß der Toyota hindurchpaßte.

Und die Gestalt fiel.

Einen Salto drehte sie noch in der Luft. Dabei überschlug sie sich derart, daß sie mit den Füßen zuerst dicht vor der Feuerleiter entlangglitt und rasendschnell zu Boden fiel.

Kurz vor dem Aufschlag breitete der Springer die Arme aus, bekam Kontakt und fiel zusammen. Er wirkte im ersten Moment so, als würde er liegenbleiben, doch wie eine Sprungfeder jagte er wieder in die Höhe und schaute in die Einfahrt hinein.

Dort fuhr der Wagen durch. Mit der Kühlerschnauze hatte er bereits das Ende erreicht. Auf den Gehsteig schoben sich die Vorderräder, als der Gnom einen Blick in den Innenspiegel warf.

Er sah die Gestalt!

Das Gesicht des Zwergs war verwüstet. Gefühle zeichneten sich dort selten ab, da er so gut wie keine Angst kannte. Doch als er den Mann in der Spiegelfläche entdeckte, riß er die Augen auf, und der heiße Schreck fuhr durch seinen Körper..

Della merkte, daß etwas mit ihrem Vater nicht stimmte. »Was hast du?« fragte sie.

»Nichts, verdammt.«

Della drehte sich um. Sie wußte, daß etwas geschehen war, sonst hätte ihr Vater nicht so erschreckt reagiert.

Sie sah den anderen.

Woher er gekommen war, wußte sie nicht. Jedenfalls war er kein Freund von ihnen, denn er versuchte, den anfahrenden Wagen mit gewaltigen Schritten einzuholen.

Es waren Sprünge, wie sie ein guter Weitspringer als Anlauf nahm, und der Mann holte auf.

Das hatte auch der Gnom entdeckt. Ohne Rücksicht auf die Fußgänger und den herrschenden Autoverkehr gab er Gas. Auch wenn Verletzte zurückbleiben sollten, das machte ihm nichts. Für ihn war wichtig, die Flucht zu ergreifen und sich von dem anderen nicht fassen zu lassen.

Mit jammernden Geräuschen radierten die Reifen über den Boden. Eine erschreckte Frau tauchte neben dem Toyota auf. Della sah ihr erstarrtes Gesicht, schrie den Gnom an und wollte ihm ins Lenkrad greifen, als der Verwachsene zuschlug.

Es war ein knapper Hieb mit dem Handrücken. Er traf Della auf die Nase. Sie spürte einen heftigen Schmerz. Ein Äderchen war geplatzt. Blut rann aus dem rechten Nasenloch, und sie sah noch, wie die Frau aus ihrem Blickfeld verschwand, da sie vom Kotflügel erfaßt und zu Boden geschleudert worden war.

Der Gnom riß das Steuer nach rechts. Sein Gesicht zeigte jetzt einen verbissenen Ausdruck. Schweiß klebte auf der hohen, pockennarbigen Stirn. Die Lippen zuckten, und er achtete auch nicht mehr auf den Straßenverkehr, in den er kurzerhand hineinstach.

Andere Wagen mußten bremsen. Es kam zu einem kleinen Auffahrunfall, der den Mann überhaupt nicht interessierte. Wenn es jemand gab, vor dem er Angst hatte, war es sein Verfolger, dieser Mensch mit dem Namen Yakup Yalcinkaya.

Und der hatte die Einfahrt hinter sich gelassen. Der Türke mit den blonden Haaren, dem kantigen Gesicht und dem muskulösen Körper glich einer menschlichen Bombe. Er ließ sich durch nichts aufhalten. Ein Kämpfer, der mit seinen Karatefäusten Mauern durchbrechen konnte, war auch von einem fahrenden Wagen nicht aufzuhalten.

Er nahm die Verfolgung auf.

Der Mann, der Schreckliches durchgemacht und unter dem Tod seiner Freundin zu leiden gehabt hatte, gab nicht auf. Er lief nicht über die Straße, sondern parallel dazu auf dem Gehsteig, denn er wollte den Wagen einholen.

Zeugen hätten ihn höchstens als einen wirbelnden Schatten beschreiben können, so schnell war er. Seine Füße schienen den Boden kaum zu berühren, die Arme wirkten beim Laufen wie wirbelnde Dreschflegel, und Menschen, die seinen Lauf behindern wollten, wurden von ihm entweder umgangen oder zur Seite geschleudert.

Der Toyota war wichtiger.
Und der hatte an Geschwindigkeit gewonnen. Geduckt hockte der Gnom hinter dem Lenkrad, schielte in die Spiegel und sah, daß der andere aufholte.
Er war wie ein Schatten. Wer ihn einmal im Nacken wußte, entkam ihm nicht mehr.
Der Verwachsene wollte überholen. Er mußte überholen und zog den Toyota nach links, um auf die Mitte der Fahrbahn zu gelangen.
Aber da kam ihm jemand entgegen.
Ein Motorrad, nicht sehr PSstark, und der Fahrer war so erschreckt, daß er nicht mehr rechtzeitig genug ausweichen konnte.
Der Toyota streifte ihn.
Das Knirschen des Blechs glich einer schrillen Musik. Auch der Toyota bekam einen heftigen Stoß, wurde durchgeschüttelt und weiter nach links gedrückt, wo ein anderer Autofahrer sich auf den Gehsteig rettete.
Der Gnom lachte. Wie irr kurbelte er am Lenkrad, drehte es nach rechts, damit er die Mitte der Straße wieder erreichen konnte. Aus dem Augenwinkel nahm er wahr, daß seine Fahrerei für einigen Aufruhr gesorgt hatte, denn einige Wagen standen quer oder hatten sich »geküßt«.
Und er sah Yakup!
Kampferprobte Menschen wie er verstanden es, die Gunst der Stunde zu nutzen. Hier wurde keine Colt-Seavers-Folge gedreht, obwohl der Türke wie ein Stuntman aussah. Über die Autodächer turnte er hinweg. Mit den Armen hielt er bei jedem Sprung das Gleichgewicht. Einen Bogen hatte er über die Schulter gehängt. Der Köcher mit den Pfeilen befand sich auf seinem Rücken.
Die Fahrer, die in ihren Autos saßen, bekamen nur akustisch davon etwas mit. Immer wenn die Füße des Mannes das Autodach berührten, hörten sie einen dröhnenden Laut.
Und der Gnom raste weiter. Er fuhr ohne Rücksicht auf Verluste, denn er mußte dem anderen entkommen.
Aber Yakup kam näher. Von einem letzten Wagendach sprang er auf die Straße, lief und sah plötzlich die Schnauze eines Station Car vor sich erscheinen.
Viele Hindernisse konnte er aus dem Weg räumen, diesen Wagen würde er nicht schaffen. Bevor ihn das Fahrzeug auf die »Hörner« nehmen konnte, setzte Yakup zu einem tigerhaften Sprung an, der ihn zur Seite schleuderte, so daß er auf dem Gehsteig landete und im Rückblick noch das fassungslose Gesicht des Fahrers hinter der Scheibe sah.
Dann stand er wieder auf den Füßen, schaute nach vorn und entdeckte den Toyota bereits dicht vor einer Straßenkreuzung. Er fuhr

noch immer auf der Fahrbahnmitte, aber sein rechtes Blinklicht flackerte.

Wenig später bog er ab.

Nicht einmal die Auspuffahne konnte der ihn verfolgende Yakup noch entdecken.

Er war ein Mensch, der nicht so leicht aufgab. In diesem Fall allerdings konnte er nichts mehr tun. Yakup blieb stehen, ballte die Hände und schüttelte den Kopf. Zu einer anderen Reaktion war er nicht fähig. So gut der Türke war, er wußte aber auch, wann er aufzugeben hatte. Hier konnte er nichts mehr machen.

Wütend drehte er sich um. Er spürte nicht die Kälte und merkte auch nicht den Wind, der gegen seine Kleidung drückte. Auch interessierten ihn nicht die Blicke der anderen, er ging weiter und drückte sich in eine offenstehende Haustür.

Bewußt hatte er sich dieses Haus ausgesucht. Mit federnden Schritten lief er die breite Treppe hoch. Niemand sah ihn. Wenn ihn einer entdeckt hätte, wäre er doch nicht mehr als ein Schatten gewesen. Dicht unter dem Dach war ein Flurfenster spaltbreit geöffnet.

Damit es nicht zufallen konnte, hatte Yakup es schon bei der Suche nach seinem Fluchtweg zuvor eingeklemmt.

Jetzt zog er es auf. Er tauchte in die kalte Luft ein, als bestünde sie aus Watte.

Geschmeidig wandte er sich nach links. Und wieder benutzte er eine Feuerleiter. Mit beiden Händen umfaßte er die Ränder neben den Trittstufen. Kraftvoll zog er sich hoch und stand schon Sekunden später auf dem nur leicht schrägen Dach, wo er zwischen den Schornsteinen eine gute Deckung fand. Über die Dächer gelang ihm die Flucht. Eine geduckte Gestalt, die es sehr eilig hatte.

Yakup wußte genau, daß er hatte eine Teilniederlage einstecken müssen. Er war um eine Idee zu spät gekommen. Wenn er ihn jetzt stellen wollte, mußte er in die Berge, in das Zentrum, und dort war der verdammte Gnom sehr stark.

Nicht körperlich, da paßte besser das Wort heimtückisch. Leider konnte er dort die Macht einer gefährlichen Magie einsetzen, und das gefiel Yakup überhaupt nicht.

Der Gnom spielte eigentlich nur die zweite Geige. Viel wichtiger war ihm Shimada, die lebende Legende. Dieser gefährliche Superdämon mußte ausgeschaltet werden, auch wenn er unter dem Schutz der Göttin Pandora stand.

Mit Shimada konnte das Unheil auf die Welt kommen. Yakup wußte das und hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Shimada und seine Schergen zu bekämpfen, wo immer sie auftauchten.

Und dafür schien das Gebiet um San Francisco prädestiniert zu sein. Einen Grund wußte Yakup auch nicht, er konnte sich jedoch

vorstellen, daß es auch mit dem Kloster zusammenhing, das er jetzt leitete, nachdem der ehemalige Abt, der weise Zu, sich selbst totgesprochen hatte. [2] Er glaubte auch, daß Shimada sich dieses Kloster als Stützpunkt aussuchen wollte, um von der Stelle aus seine Aktivitäten, die aus Terror, Angst und Grauen bestanden, fortzusetzen.

Diesem gewaltigen Vorhaben mußte Yakup einen Riegel vorschieben. Sein Weg führte ihn weiter über die Dächer. In der Ferne schimmerte blaugrau das Wasser des Pazifiks. Ein Heer aus Fernsehantennen blitzten wie metallene, dünne Arme.

Einmal mußte er über eine breite Lücke zwischen zwei Häusern springen. Die gestählte Kraft seiner austrainierten Muskeln sorgte dafür, daß er diese Distanz ohne Schwierigkeiten überwand.

Er hatte das Viertel inzwischen hinter sich gelassen, fand wieder eine offene Dachklappe und landete in einem Hausflur. Dort stank es nach Öl und Farbe.

Hastig lief er die Stufen der Treppe hinab, anschließend durch einen langen Flur und erreichte die Haustür. Die Straße war eng, mit Pflaster belegt und auch so typisch für Frisco, weil sie wie der Abhang eines Bergs in die Tiefe führte. Die Autos konnten nicht normal geparkt werden, sie standen schräg, und auch Yakups Fahrzeug, das er sich zugelegt hatte, war so abgestellt worden.

Es war ein grünbrauner Geländewagen, der in die Gegend paßte.

Heftig zog der Türke die Tür auf. Auf dem Nebensitz setzte sich ein Junge mit braunen Haaren steif hin, schaute Yakup zuerst erschreckt, dann erleichtert an.

»Du bist es«, sagte er.

»Ja, ich.« Yakup rammte die Tür wieder zu.

»Und?« fragte Ali.

»Nichts. Es hat nicht geklappt.« Die Augen des Kämpfers funkelten. »Aber ich muß ihn haben.«

»Weißt du denn genau, wo er hingefahren ist.«

»Ja, das weiß ich. Ich kenne sein Versteck. Allerdings ist er dort mächtiger.« Die Antwort bewies, daß Yakup dem jungen Freund vertraute. Er war zuerst ein wenig skeptisch gewesen, als ihn Myxin und Kara mit dem Jungen überrascht hatten. Diese Skepsis war vergangen, als er Näheres über Alis Schicksal erfahren hatte. Es erinnerte ihn ein wenig an seinen Lebensweg, und so hatte Yakup beschlossen, den marokkanischen Jungen bei sich zu behalten und ihn auch auszubilden. In der kurzen Zeit waren beide zu Freunden geworden, und auch die anderen im Kloster lebenden Mönche hatten Ali akzeptiert. Sie würden ihm sehr gute Lehrer sein und ihn nicht nur in den Kampftechniken unterrichten, sondern auch die Lebensphilosophie beibringen, die so wichtig fürs Leben und den Frieden war.

»Kann ich mit?« fragte Ali.
Yakup hob die Schultern. »Eigentlich nicht, aber ich habe nicht die Zeit, erst am Kloster vorbei zu fahren. So muß ich dich praktisch mitnehmen.«
»Danke.«
Yakup Yalcinkaya winkte ab. »Es wird kein Spaziergang, das kann ich dir versprechen.«
»Du wirst schon das Richtige tun!«
Yakup lächelte, als er die Worte hörte. Er freute sich über das Vertrauen, das Ali in ihn gesetzt hatte.
»Und jetzt werden wir ihn uns holen!« flüsterte der Kämpfer, bevor er startete…

***

Der Gnom umklammerte das Lenkrad wie ein Rettungsanker. Er hatte den offenen Mund verzogen und gab Laute von sich, die schon mehr einem Stöhnen glichen.
Dann wechselte er.
Plötzlich begann der Verwachsene zu kichern. So schrill, als hätte er in seinem Hals eine Pfeife stecken. Della hatte noch nie zuvor ihren Vater so schrill lachen hören, es mußte der akustische Ausdruck des höchsten Triumphs sein.
Tatsächlich hatte er es geschafft. Beide waren sie dem Verfolger entkommen. Zufall, Glück, Bestimmung, das spielte alles keine Rolle, und jetzt befanden sie sich auf dem direkten Weg zur Golden Gate.
Die Sonne stand schon sehr tief. Manchmal blendete sie, so daß die Sichtklappen nach unten gedrückt werden mußten.
Mit Della hatte der Gnom nicht gesprochen. Sie interessierte ihn nicht mehr. Er hatte innerlich mit ihr gebrochen. Seine Tochter war sie nicht mehr.
Und auch Della schaute kaum auf ihren Vater, obwohl sie neben ihm kauerte und hielt ein Taschentuch gegen die Nase gepreßt.
Diesen Schlag würde sie dem Gnom nicht vergessen. Aber Della traute sich einfach nicht, vor ihrem Vater zu fliehen. Er würde sie immer bekommen, egal, wo sie sich aufhielt. Er war unbesiegbar, denn er hatte sieben Leben.
Sieben verdammte Leben!
Obwohl sie seine Tochter war, konnte sie es nicht begreifen. Wie viele Leben noch vor ihm lagen, hatte er ihr nie gesagt. Das war und blieb sein Geheimnis.
Sie rauschten über die Brücke. Ein herrliches Panorama nahm sie auf, doch das Mädchen hatte keinen Blick dafür. Zudem kannte sich Della hier aus.
»Er hat es nicht geschafft!« flüsterte der Gnom plötzlich und rutschte

ein wenig vor. »Er hat es wirklich nicht geschafft. Ich werde ihm schon beweisen, wie…« Er verschluckte die weiteren Worte und drehte den Kopf, um seine Tochter scharf anzuschauen.

Della fühlte für einen Moment den Blick auf sich gerichtet, und sie hatte das Gefühl, nicht in Augen, sondern auf Eiskugeln zu schauen.

»Du hattest mich betrügen wollen«, flüsterte der Gnom, als er wieder auf die Straße schaute. »Verdammt, du hattest mich betrügen wollen, und das nehme ich dir übel. Hast du verstanden?«

»Ja, ich weiß.«

»Und ich werde dafür sorgen, daß so etwas nicht mehr vorkommt. Jeder, der nicht auf meiner Seite steht, ist mein Feind. Hast du gehört, Della? Mein Feind.«

»Ich weiß…«

Wieder lachte er. »Weißt du eigentlich auch, was das bedeutet, mein Feind zu sein?«

»Ich kann es mir denken!« krächzte sie.

»Feinde werden sterben!« Als er diese Antwort gab, hatten sie soeben die lange Brücke hinter sich gelassen. »Feinde werden sterben, das kann ich dir versichern.«

Della erschrak. Das Blut wich aus ihrem Gesicht. Sie wirkte plötzlich leichenblaß.

Meckernd klang das Lachen des Gnoms. »Du sagst ja gar nichts, kleine Della.«

»Ich… ich kann es nicht begreifen.«

»Aber ich, meine Tochter. Ich sage dir dies, obwohl ich dich nicht mehr als Tochter anerkenne. Du bist für mich eine Fremde geworden. Jawohl, eine Fremde.«

»Aber…«

»Und ein Feind!« schrie er.

»Du willst mich töten?«

»Genau, kleine Della. Ich werde dich umbringen. Töten oder opfern, denn ich will Shimada zeigen, welch ein würdiger Diener ich bin. Er allein ist mein großes Vorbild und kein anderer. Hast du gehört, Della? Nur er allein.«

»Ja!« hauchte sie. »Das habe ich verstanden.«

»Dann ist es gut.« Der Gnom glaubte fest daran, daß es Della nicht wagen würde, ihm mit Worten oder Taten zu widersprechen. Sie befand sich fest in seiner Hand, und sie würde sich auch kaum trauen, die Tür während der Fahrt zu öffnen, um nach draußen zu springen. Della wußte, wann sie verloren hatte.

Und so raste er weiter. Wenn es möglich war, auf der linken Fahrbahnhälfte, um andere Wagen überholen zu können. Er hatte es eilig, die Zeit drängte. Er konnte sich genau vorstellen, daß der andere auf ihn wartete.

Etwas war zu ihm auf dem Weg. Etwas, das ihn unbesiegbar machen würde. Er wußte nur von diesem geheimnisvollen Gegenstand.

Gesehen hatte er ihn noch nie, aber in seiner Höhle, innerhalb der magischen Wand, würde er erscheinen, dann konnte er ihn nehmen, und niemand sollte es je schaffen, ihm diesen Würfel zu entwenden.

Ja, er freute sich darauf.

Della saß weiterhin regungslos. Sie wußte nicht, was in ihrem Vater vorging. Sie machte sich auch darüber keine Gedanken mehr, und sie hörte auf, sich darüber zu wundern, daß er überhaupt ihr Vater war. Nicht allein für Fremde war dies unvorstellbar, auch für sie. Ihre Mutter hatte sie nie gekannt. Der Gnom hatte ihr einmal erzählt, daß die Frau aus Irland stammte. Aufgewachsen war Della bei Fremden. Später hatte ihr Vater sie dann einfach von den Pflegeeltern weggeholt, entführt, um es genau zu bezeichnen.

Sie hatten die Berge erreicht. Eine zugeschneite mit weißer Pracht und schimmerndem Eis bedeckte Gegend. Die Straßen waren zum Großteil geräumt. Nur an den Seiten türmten sich die hellen Schneehaufen wie eine endlose Wand.

Auch Della kannte den Weg. Sie wußte, daß sie bald abfahren mußten, und es dauerte nicht mehr lange, bis sie hineinrollten in die schweigende Welt der Felsen.

Hin und wieder sah sie Eiszapfen wie lange durchsichtige Messer von Vorsprüngen hängen. Die Zapfen sahen so aus, als wollten sie jeden Moment abfallen und ihre Spitzen in die Rücken oder Nacken irgendwelcher Opfer rammen.

Der Gnom lenkte sicher. Er kannte sich aus, auch mit dem Wagen kam er ausgezeichnet zurecht.

»Hör zu!« flüsterte er. »Weißt du eigentlich, wie du sterben wirst, meine Kleine?«

»N… nein …«

»Ach, du zitterst ja!« Er freute sich diebisch. »Kennst du nicht meine Spezialwaffen?«

»Ja, die Dolche!«

»Genau, Tochter, genau. Meine Dolche. Ich habe einige davon. Du kannst dir die Waffe sogar aussuchen. Nein, doch nicht!« berichtigte er sich mit lauter Stimme. »Ich werde den nehmen, der auch deinem Geliebten den Tod gebracht hat.«

Della schüttelte den Kopf. »Er war nicht mein Geliebter, verdammt!«

»Ha, ich habe dich in seinen Armen liegen sehen. Du hast dich nicht gewehrt.«

»Trotzdem war er nicht mein Geliebter.«

Der Gnom winkte ab. »Wie dem auch sei. Ich habe genug gesehen, und du wirst deine Strafe erhalten, das kann ich dir versprechen.« Er nickte sich selbst zu, weil er seine eigenen Worte bestätigen wollte.

Zudem näherte sich die Fahrt ihrem Ende. In die schon ausgefahrenen Spuren rollte das Fahrzeug hinein und wurde abgebremst.

»Aussteigen!« befahl der Bucklige.

Seine Tochter öffnete die Tür. Sie weinte, der Gnom sah es nicht, oder wollte es nicht sehen. Es interessierte, ihn auch nicht, daß Della in ihrer gar nicht so winterlichen Kleidung fror, das war ihm alles egal. Für ihn gab es nur den Erfolg.

Und den würde er erringen, wenn er seine Tochter tötete. Dann konnte Shimada sehen, wozu er fähig war, und er würde ihm sicherlich Schutz gewähren.

Rasch lief der Gnom um das Fahrzeug herum. Seine rechte Hand schoß vor. Die Finger umfaßten den Oberarm seiner Tochter. Sie drückten so hart zu, daß Della überhaupt nicht auf den Gedanken kam, die Flucht zu ergreifen. Wenig später waren sie in der schmalen Schlucht verschwunden, umgingen geschickt die Falle und standen vor der Tür, die ins Innere des Berges führte.

»So, meine Tochter«, sagte der Gnom, als er die Tür öffnete.

»Schau doch einmal in die Höhe. Sieh dir zum letztenmal in deinem Leben die Sonne an. Wo du dich gleich befinden wirst, herrscht ewige Dunkelheit. Es ist das Reich ohne Wiederkehr…« Der Gnom hatte bemerkt, daß sich seine Tochter gegen seinen Griff anstemmte, und er drückte sie herum, so daß sie über die Schwelle der in der Felswand eingebauten Tür treten konnte.

Als der Bucklige die Tür wieder zuzog, hatte das Mädchen das Gefühl, im Vorhof des Todes gelandet zu sein…

***

Auch wir standen an dieser Stelle. Ich spürte Jane Collins, wie sie sich an mich drückte. Die Wärme ihres Körpers übertrug sich auch auf mich. Gleichzeitig hörte ich, daß sie mit den Zähnen klapperte.

Ich berührte mit dem Zeigefinger ihre Lippen.

»Okay, John, ich versuche, ruhig zu sein.« Jane hatte die Worte flüsternd ausgestoßen, denn wir befanden uns am Beginn einer Steintreppe, die in die Tiefe führte.

Eigentlich hätte es im Innern des Berges stockfinster sein müssen.

Das war nicht der Fall. Über die Stufen glitt ein gelblicher Lichtschein, der seine Quellen in einer der zahlreichen Wandnischen besaß, die überall verteilt und in unterschiedlicher Höhe angelegt worden waren. Es brannten keine Fackeln in den Wandnischen. Das Feuer flackerte in kleinen, flachen Schalen auf. Ich ging davon aus, daß diese mit Öl gefüllt worden waren.

Noch standen wir am Beginn der Treppe. Wir konnten zwar hinunterschauen, aber nicht ihr Ende sehen, da die Stufen einen Bogen

schlugen und irgendwo in einer Höhle endeten.
Es war nichts zu hören. Keine Stimmen, keine Atemzüge, und dennoch hatte ich das Gefühl, mit Jane Collins nicht allein hier unten zu sein. Einen Beweis bekam ich nicht, es war nur mehr eine Ahnung. Zudem dachte ich an den geparkten Toyota.
Aus diesem Grund sprach ich auch sehr leise, als ich Jane anredete. »Wir halten uns immer dicht an der Wand. Okay?«
»Ja.«
Ich machte den Anfang. Sehr vorsichtig schritt ich die ersten Stufen hinab. Auch Jane hielt sich an die Regeln. Sie trat ebenfalls so lautlos auf, wie es ihr möglich war, so daß ich von ihr kaum etwas zu hören bekam.
Irgendwelche Lebewesen entdeckte ich ebenfalls nicht. Die Decke lag dunkel über uns. Es lauerten auch keine Fledermäuse in den Schatten unter ihr.
Uns umgab eine wesentlich andere Stille, als man sie in der normalen Bergwelt erlebte. Diese hier wirkte auf mich stärker, sie lastete wie ein Druck auf meinem Kopf, und ich traute dem Frieden nicht um eine Fingerlänge.
Ich sollte recht behalten, denn als wir die Treppenmitte erreicht hatten, vernahm ich das Geräusch.
Es war ein Schaben, und gleichzeitig ein leises Knirschen. Ichbedeutete Jane, stehenzubleiben, was sie nickend zur Kenntnis nahm.
Dann ging ich weiter.
Aus dem Schaben wurden Tritte. Genau dort, wo die Treppe in eine Kurve auslief, blieb ich stehen.
Jetzt erst bekam ich einen freien Blick in die Tiefe.
Und was ich dort entdeckte, ließ mir fast das Blut zu Eis gefrieren.
Ich sah einen Verwachsenen, dessen Buckel wie eine Kugel dicht unterhalb des Nackens aus dem Rücken stach. Der Verwachsene erschien aus dem Hintergrund einer Felsenhöhle und hielt etwas in der Hand, das ich nicht erkennen konnte.
Erst als er sein Ziel erreicht hatte, sich bückte und den Gegenstand zu Boden legte, identifizierte ich ihn.
Es war eine Decke!
Sorgfältig breitete er sie auf den Boden aus. Einen Grund dafür erkannte ich noch nicht, aber ich wollte mehr sehen, ging vorsichtig und lautlos zwei Stufen tiefer und preßte mich wieder hart gegen die Felswand, um mit deren Schatten zu verschmelzen.
Jetzt war mein Blick noch besser geworden.
Ich schüttelte mich, denn Unheimliches hatte ich entdeckt.
Es waren zwei düster schimmernde Skelette. Eines hing von der Decke. Um seinen Knochenhals pendelte noch ein fauliger Strick, der

jeden Augenblick reißen konnte.

Das zweite Skelett hockte am Boden. Mit dem Knochenrücken drückte es noch gegen die Wand. Damit es nicht kippte, klemmte um seinen Halsknochen eine verrostete Eisenmanschette, die wiederum durch eine Kette mit einem in der Wand befestigten Ring verbunden war.

Was die Skelette zu bedeuten hatten, wußte ich nicht. Jedenfalls war ihr Anblick nichts für Menschen mit schwachen Nerven. Das etwas längere Schauen auf die beiden Knöchernen hatte mich von den eigentlichen Problemen abgelenkt.

Ich sah den Buckligen wieder. Abermals kam er aus dem Dunkel der Höhle. Nur war er jetzt nicht allein. Über seinen gorillaähnlichen Armen trug er ein Bündel, das Arme und Beine besaß. Und wie ein Bündel kammir die junge Frau auch vor, die der Bucklige bis an die Decke brachte und dort niederlegte.

Er tat es behutsam, als wollte er der Person kein Leid zufügen.

Von meinem Platz aus konnte ich nicht erkennen, ob die junge Frau noch lebte, hoffte jedoch in ihrem Interesse, daß sie nur mehr bewußtlos war.

Der Gnom glättete noch einige Stoffalten und begann dabei geifernd zu reden. »So, meine Kleine, so ist alles gut. So ist es richtig. Du bist meine Tochter gewesen, ja, das weiß ich, aber du hast dich danebenbenommen, in dem du dich einem anderen hingabst. Du warst die Geliebte eines Widerlings, und das sollst du büßen, auch wenn du meine Tochter bist.« Während der Worte hatte er seinen Kopf gedreht und in eine Richtung geblickt, die von mir nicht einsehbar war.

Der Gnom stand relativ günstig, denn das aus einer Nische fallende Licht streifte auch sein Gesicht. Ich sah in den Augen einen glänzenden Ausdruck, der nicht allein auf das Licht zurückzuführen war. Dieser Glanz besaß eine andere Ursache. Eine innerliche. Es war ein Ausdruck des Triumphes, des Sieges…

Und der Gnom begann zu reden. Mit wem oder zu wem er sprach, wußte ich ebenfalls nicht, aber seine Worte ließen mich plötzlich aufhorchen, denn in dem Satz tauchte ein auch mir bekannter Name auf, der mich schaudern ließ.

»Ich werde dir beweisen, großer Shimada, daß ich allein zu deinen festen Dienern gehöre. Ich spürte die Kraft, die mich erreichen wird. Es ist der Würfel. Er kommt, er kommt zu mir…« Der Gnom hatte immer lauter gesprochen und breitete die Arme aus, um den Körper nach hinten zu drücken.

Den Blick hielt er nach vorn gerichtet, und er schaute etwas an, das nur er sah.

Verdammt, was konnte das sein?

Ich zerbrach mir den Kopf. Er hatte von Shimada gesprochen und

von dem Würfel. War es möglich, daß er einen der beiden sah?

Das wäre natürlich ein Hammer gewesen, aber nicht ausgeschlossen. Schließlich waren wir in die gleiche Richtung geflogen, in die der Würfel gewandert war.

Die Sache wurde spannend.

Nur etwas störte mich ganz gewaltig. Es war das mir unbekannte Mädchen oder die junge Frau, die auf der Decke lag, sich nicht rührte und den Kopf nach links gedreht hatte, so daß ich ihr Gesicht nicht erkennen konnte und nur mehr die dunklen, halblangen Haare sah.

»Der Würfel!« sprach der Gnom weiter. »Ich wußte genau, daß du mir helfen würdest. Ich habe die Magie der Erde angesprochen. Sie kann mich nicht im Stich lassen, weil ich ihr treuer Diener bin. Sieben Leben hatte ich. Sieben Leben!« schrie er, bevor er auf die Knie fiel, die Arme hob und die Hände rang. »Sechs davon sind vorbei, einfach vergessen. Aber das siebte besteht. Ich kann nicht mehr wiedergeboren werden, doch ich bleibe mächtig, das weiß ich genau. Ich bleibe mächtig, denn die Geister der Erde haben mich nicht verlassen. Sie sorgen dafür, daß der Würfel zu mir gelangt, und er ist mehr wert als sieben Leben. Das letzte werde ich behalten und mit dem Würfel die Welt verändern. Das Grauen überkommt die Erde, der Schrecken wird regieren, und ich werde der Herr des Schreckens sein, das verspreche ich.«

Noch immer hatte ich nicht genau mitbekommen, mit wem er redete. Es war einfach unklar, ob er mit einem seiner Dämonen sprach oder mit einer menschlichen Person.

Ich mußte weiter vor.

In diesem Augenblick – ich hatte soeben den Fuß auf die nächste Stufe gesetzt –, drehte sich der Gnom um. Es war eine wirbelnde Bewegung, und seine rechte Hand fuhr nach unten, damit sich die Finger um den Griff des Messers krallen konnten.

Blitzschnell riß er die Waffe hervor.

Auch ich reagierte. Es war praktisch ein Reflex, der mich die Beretta ziehen ließ.

Einzusetzen brauchte ich sie nicht, denn nicht mich hatte der Gnom entdeckt und sich auch nicht mich als Ziel ausgesucht. Er war in der Bewegung stehengeblieben und starrte eine andere an.

Seine Tochter!

Ich sah ihn, er sah mich nicht. Um ihn jedoch am besten erkennen zu können, mußte ich mich weiter vorbeugen, und ich entdeckte dabei den kalten, brutalen Zug auf seinem Gesicht. Überhaupt besaß er ein Aussehen, das man als schrecklich bezeichnen konnte.

Okay, er war verwachsen, ein Fehler der Natur, dafür konnte er nichts.

Ich spürte, daß dieser Mensch innerlich verdorben war.

Ich spürte ebenfalls, daß er sein Messer nicht umsonst gezogen hatte. Er würde es seiner eigenen Tochter in den Körper stoßen.

Meine Kehle wurde eng. Wie konnte ein Mensch nur so grausam und schlecht sein? Das wollte einfach nicht in meinen Kopf. Wenn es ein Dämon gewesen wäre, okay, aber ein Mensch, der sein eigenes Fleisch und Blut umbrachte, das war nicht faßbar für mich.

Leblos lag die junge Frau auf der Decke. Sie bekam überhaupt nicht mit, in welch schrecklicher Gefahr sie schwebte, und sie sah auch nicht, wie sich der Gnom tiefer beugte.

Die beiden Skelette in seinem Rücken bildeten die stummen Beobachter. In ihren Knochenfratzen rührte sich nichts. Da kein Windzug in die Höhle drang, wurden die Gebeine auch nicht bewegt. Starr blieben sie hängen oder sitzen.

Mich schauderte bei diesem Anblick. Skelette und ein Killer. Was brauchte man mehr, um einen Horror zu erleben?

Als sich der Gnom noch tiefer hinabbeugte, setzte auch ich mich in Bewegung. Ich blieb dabei auf der Stufe. Jane wußte ich in meinem Rücken, schaute kurz über die Schulter und sah nur mehr ihren Schatten. Zum Glück hielt sie sich zurück.

Schräg konnte ich nach unten blicken! Die direkte Verlängerung meiner Blickrichtung bildete der Rücken des Gnoms.

Den rechten Arm hielt er hoch. Ein Lichtreflex fing sich auf der Klinge und ließ sie funkeln.

Mir kam es grausam vor.

Mit der linken Hand stützte ich mein rechtes Gelenk. Ich durfte mir keinen Fehlschuß erlauben.

Und einen Moment später peitschte meine Stimme auf. »Weg mit dem Messer!«

Der Bucklige hörte meine Stimme, blieb stehen und traute sich auch nicht, seinen rechten Arm nach unten zu bewegen. So schwebte das Messer über dem Körper des Mädchens, dessen Leben ich vorerst gerettet hatte. Allerdings öffnete der Verwachsene auch nicht seine Faust, er rührte sich überhaupt nicht.

Noch hatte mich der Gnom nicht gesehen. Starr schaute er in eine andere Richtung. Erst als ich vorging und meine Schuhsohlen knirschende Geräusche auf den Stufen hinterließen, drehte der andere den Kopf und blickte zu mir hoch.

Er stand ziemlich günstig. Der Schein einer für mich nicht sichtbaren Lampe traf sein Gesicht. Er gab der verwüsteten Haut einen grünlich roten Schimmer und ließ den offenstehenden Mund wie eine düstere Höhle aussehen.

Auch die Augen hatten einen anderen Glanz bekommen. In den Pupillen spiegelte sich die Farbe des Lichts.

Auf der drittletzten Stufe blieb ich stehen. Noch immer hatte ich die

Mündung auf den Gnom gerichtet. Nur war der Schußwinkel jetzt flacher geworden.
»Weg mit der Waffe!« Abermals forderte ich ihn dazu auf, doch er schüttelte den Kopf.
»Bist du gegen Kugeln gefeit?«
Wieder bewegte er verneinend seinen Schädel. Er hatte wohl keine Lust, zu reden. Dafür tat er etwas anderes. Er bewegte einen Arm zur Seite. Die Hand blieb dabei in gleicher Höhe, nur zeigte die Dolchspitze nicht mehr auf das Mädchen, sondern zielte direkt daneben.
Ich nickte. »Laß es fallen!«
Er öffnete die Faust. Alles bei ihm kam mir vor, als würde er sich nur mehr unter großen Mühen bewegen. Selbst der Dolch schien langsamer zu Boden zu fallen. Mit der Spitze stieß er auf den Felsen, bevor er kippte.
»Wer bist du?« fragte ich.
Der Verwachsene hob die Schultern. »Du kannst mich nennen, wie du willst, Fremder. Sage meinetwegen Rigoletto.«
»Wie der Narr aus der gleichnamigen Oper?«
»Genau.«
»Und was hast du mit ihm zu tun?«
Er grinste breit. »Viel, Fremder, sogar sehr viel. Auch Rigoletto hat getötet. Er steckte seine Tochter in einen Sack…«
»Ja. Nur tötete der aus Versehen.«
»Sie ist auch meine Tochter!« erklärte mir der Verwachsene lapidar und lächelte.
Ich erschrak. Das mußte mein Gegenüber wohl gesehen haben, denn er schüttelte den Kopf und wollte sich köstlich amüsieren.
»Glaubst du es nicht?« setzte er nach. »Dann frag sie doch. Schade, du kannst es nicht mehr. Aber du hattest recht. In der Oper hat Rigoletto seine Tochter aus Versehen getötet. Ich bringe sie vorsätzlich um, weil mich dieses Biest verraten hat.«
»Inwiefern?«
»Sie ging zu einem anderen. Sie wollte nicht mehr bei mir bleiben. Deshalb muß sie sterben.«
»Ich wäre auch nicht bei dir geblieben.«
»Du bist weder meine Tochter noch mein Sohn. Sie hat die Pflicht, bei dem Vater zu bleiben.«
Ich winkte mit der freien Hand ab, da ich nicht vom eigentlichen Thema wegkommen wollte, das mich interessierte. Möglichst schnell wollte ich zum Kern des Problems gelangen. Mit dem Daumen der linken Hand deutete ich nach links und rechts, wobei ich jeweils die beiden Knöchernen meinte. »Was sollen die Skelette hier?«
»Sie sind ein Andenken.«

»Für was?«
»Kann ich dir sagen. Die beiden waren Typen wie du. Sie drangen hier ein, und sie wollten mich erledigen. Dabei hatten sie das Pech, daß ich stärker war als sie. Aus diesem Grunde habe ich sie aufhängen und anketten lassen. Im Laufe der Jahre sind sie vermodert. Das ist der Lauf der Dinge, wenn man mich zum Feind hat.«
»Dann bist du ein Mörder und Folterknecht.«
»Ja, der bin ich.«
Die Antwort traf mich hart. Ich mußte schlucken und ging die letzten drei Stufen hinab, da ich mit dem Verwachsenen auf eine Höhe kommen wollte. Vor der ersten Stufe blieb ich stehen. Mein Blick war kalt. Er bohrte sich in die Augen des Mannes vor mir, der mir höchstens bis zum Ellenbogen reichte. So klein er war, so giftig und brandgefährlich gab er sich auch.
Der Zwerg beobachtete jede meiner Bewegungen. Ihm lagen Fragen auf der Zunge, das war ihm anzusehen. Die Neugierde mußte sich in ihm hochdrängen. Vielleicht sah er auch seinen gesamten Plan gefährdet, und auch ich wollte mehr wissen.
Zuerst ließ ich ihn fragen. »Was willst du eigentlich hier? Du bist fremd. Ich habe dich nie gesehen!«
»Ich suche etwas.«
»Und was?«
»Einen Würfel!«
Nicht ich hatte gesprochen, sondern Jane Collins. Bisher war sie im Schatten der Felswand auf der Treppe geblieben. Nun aber trat sie vor, schritt nach unten und gleichzeitig auf die Stufenmitte zu, so daß sie für den Gnom sichtbar wurde.
Ich schaute nicht zurück. Der Gnom war wichtiger. Ich hörte schon wenig später nichts mehr. Jane Collins war stehengeblieben.
»Wir suchen den Würfel!« hallte ihre Stimme durch die Höhle.
»Und wir wissen, daß er hier ist, du Gnom.«
»Ach.«
»Ja, es hat keinen Sinn für dich, hier zu lügen. Uns ist alles bekannt. Wir haben die weite Reise nicht gemacht, um leer auszugehen. Wir wollen den Würfel haben.«
»Gehört er euch?«
»Ja.«
»Das ist ein Irrtum!« schrie der Gnom und gab gleichzeitig zu, daß der Würfel existierte. »Ein großer Irrtum. Mir gehört er. Nur mir allein. Er ist mir geschickt worden, damit ich ihn an mich nehme und dafür sorge, daß die Macht eines Großen sich noch weiter ausbreitet. Ich werde sein Diener werden. Mit dem Würfel kann und muß es mir gelingen.« Er redete plötzlich und war regelrecht in seinem Element. Fünf Finger der rechten Hand hob er und zwei der linken. »Sieben

Leben habe ich!« schrie er uns entgegen. »Sieben Leben. Davon sind sechs vorbei. Sechsmal hat man mich getötet, aber ich bin immer wieder zurückgekommen. In meine letzte Lebensphase trat ich nun ein, und die will ich so lange genießen, wie es nur eben möglich ist. Ich bin der Gnom mit den sieben Leben. Da ich das letzte führe, kann ich nichts mehr riskieren, doch der Besitz des Würfels wird mich für alles entschädigen, was vorgefallen ist. Klar?«

Ja, das war uns klar. Nur sagten wir es nicht, sondern schauten den Gnom weiterhin an.

»Du hast also den Würfel?« fragte Jane.

»Jaaa…« Die Antwort klang ein wenig zu zögernd, um echt sein zu können. Jane wollte ihm nicht glauben. In mir steckten ebenfalls Zweifel.

Die Detektivin nahm mir das Wort aus dem Mund. »Wenn du ihn hast, dann kannst du ihn uns doch zeigen!«

»Sicher.«

»Wo ist er?«

»Du kannst ihn nicht sehen, wenn du dort stehenbleibst.« Der Verwachsene grinste. »Du mußt schon vorkommen. Her zu mir, dann zeige ich ihn dir.«

War das ein Trick? Ich hatte mich nicht gerührt und die Mündung der Waffe stets auf ihn gerichtet. Er selbst hatte von seiner Verwundbarkeit berichtet. Sein siebtes und letztes Leben steckte in ihm, also konnte ich davon ausgehen, daß ihn eine Kugel tötete, denn ein Dämon im eigentlichen Sinne war er nicht.

Jane Collins dachte ähnlich wie ich. Sie sagte: »John, behalte ihn gut im Auge. Okay?«

»Sicher.«

Der Gnom lachte leise. »Ihr scheint dennoch Angst vor mir zu haben«, erklärte er.

»Warten wir es ab!« Hinter mir hörte ich die Schritte der Detektivin. Sie klangen nicht einmal zögernd oder vorsichtig. Jane wußte genau, was sie wollte, und sie ging auch wenig später an mir vorbei, aber sie bedachte mich mit keinem Blick.

Dafür reagierte sie profihaft, denn sie geriet nicht einmal mit der Fingerspitze in meine Schußlinie. Ja, Jane wußte noch immer, worauf es letztendlich ankam.

Der Gnom hatte sich ein wenig anders hingestellt, und zwar so, daß er sie beobachten konnte.

Auch ich schaute ihn an und sah das Zucken in seinem Gesicht. Er gab sich sehr sicher. Konnte er das auch sein? Vertraute er voll und ganz auf den Würfel des Unheils, von dem wir bisher noch nichts entdeckt hatten?

Jane hatte die Treppe hinter sich gelassen. Ich zielte auf den Gnom.

Dabei ließ ich auch die Detektivin nicht aus den Augen, die mit schleichenden und vorsichtigen Schritten weiterging, so daß sie schräg neben den Buckligen geriet und dort ihre Schritte stoppte.

»Und jetzt?« fragte sie.

»Schau nach vorn.« Der Bucklige streckte einen Arm aus und deutete dorthin, wo auch das Licht erschienen war, das ihn umschmeichelte.

Ich konnte nicht das sehen, was Jane erkannte. Dafür las ich an ihrem Gesicht die Reaktionen ab und bekam auch mit, wie sie plötzlich bleich wurde.

»Was hast du?« fragte ich.

»John, der Würfel. Er ist da…«

Ich blieb nicht auf meinem Platz, hörte den Gnom kichern und war mit einem Sprung bei ihm. Obwohl ich unbedingt herausfinden wollte, worum es sich handelte, behielt ich die Übersicht, preßte ihm die Mündung der Beretta gegen die Stirn und schaute dorthin, wo das Licht aufgestrahlt war.

Auch meine Augen wurden groß…

***

»Das muß ausgerechnet uns passieren!« schimpfte Bill Conolly.

»Fallen da in ein Loch wie kleine Kinder oder Anfänger.« Bill betastete seine Knochen und kniff die Augen zu Spalten zusammen, weil ihn das Licht der kleinen Lampe geblendet hatte.

Suko hielt sie und fragte: »Alles klar?«

»Ja, die Knochen sind sortiert.«

»Dann weiter.«

»Wohin?«

Bill schaute in die Höhe. »Da kommen wir nicht mehr raus. Ich habe keine Saugnäpfe an den Händen…«

»Hatten wir nicht einen Gang entdeckt?«

Bill machte ein zweifelndes Gesicht. »Willst du den wirklich durchkriechen?«

»Klar, was denkst du denn? Du kannst auch hierbleiben und warten. Vielleicht komme ich in 50 Jahren mit einem Seil zurück und ziehe dich aus dem Schacht. Das ist möglich…«

»Witzbold.« Es war sogar Bill Conolly, der sich bückte und in den Tunnel starrte.

Ein unheimlicher düsterer Gang lag vor ihm. Ein dunkler Schlauch, der in die Unendlichkeit zu führen schien. »Ob die den künstlich angelegt haben?« murmelte der Reporter.

»Kann sein, aber es gibt auch in der Natur Dinge, die kaum zu erklären sind.« Suko hatte wieder geleuchtet. Der waagerechte Schacht, durch den die beiden kriechen wollten, sah tatsächlich aus wie eine von einem Bohrer in das Gestein gefräste Tunnelröhre. Es gab

kaum Unebenheiten an den Wänden, und nur der Boden zeigte sich rauher.

Da die Röhre keine normale Höhe zeigte, mußten Bill und Suko sich auf Händen und Füßen weiterbewegen. Der Inspektor hatte die Spitze übernommen, während sich Bill hinter ihm hielt, dafür über die Situation schimpfte.

»Eigentlich hatte ich nicht vor, noch mal als Tunnelarbeiter zu schaffen. Aber was nimmt man nicht alles in Kauf, um dich nicht allein zu lassen?«

»Da sagst du was!«

Suko hatte die kleine Lampe eingeschaltet, um sich zu orientieren.

Der bleiche Finger aus Licht übertrug jede Bewegung des Chinesen.

Er hüpfte auf und nieder, strich mal über die Wände, berührte auch die Decke oder verlor sich irgendwo in der vor ihnen liegenden Finsternis.

Wenn er an bestimmten Stellen das Gestein abtastete, glänzte es heller auf. Ein Beweis dafür, daß noch einige Einschlüsse im Stein existierten. Die beiden Männer umgab drückende Stille. Nur durch ihre eigenen Atemgeräusche wurde sie unterbrochen. Zeit war plötzlich relativ geworden, denn diese Röhre, durch die sie auf Händen und Knien krochen, schien kein Ende nehmen zu wollen.

Bill stellte die nächste Frage. »Glaubst du, daß wir auf dem richtigen Weg sind?«

»Ich hoffe es.«

Der Reporter lachte leise. »Du hast Mut. Mir gefällt die Luft aber nicht.«

»Wieso?«

»Erstens ist sie mies, und zweitens wird sie immer schlechter. Ich habe das Gefühl, als würde auf uns bald etwas zurollen.«

»Da kannst du recht haben.«

»Wie toll. Hoffentlich sind wir dann am Ziel.«

Suko verschwieg eine Antwort. Er besaß ebenfalls keine Beweise für die Richtigkeit ihrer Aktion und konnte nur hoffen, daß sie ein Ziel erreichten. Sie wollten schließlich dort ankommen, wo sich auch John Sinclair und Jane Collins aufhielten.

Die Sache mit der Luft stimmte tatsächlich. Sie war schlechter geworden, da hatte sich der Reporter nicht getäuscht. Suko wußte nicht, was es zu bedeuten hatte, aber bei jedem Atemzug schien er etwas zu schmecken. An sehr heißen Tagen hat man oft das Gefühl, flüssige Luft zu atmen, so ähnlich erging es den beiden Männern.

Als Suko stoppte, verhielt sich auch Bill ruhig. »Was hast du denn?« wandte er sich an den Chinesen.

»Nichts.«

»Und warum hältst du an?«

Suko drehte sich um. »Das ist ganz einfach. Schau mal nach vorn.«
»Leuchte wenigstens.«
Das tat Suko, und er konnte auch erkennen, wie Bills Gesicht an Farbe verlor und Schweißperlen auf seiner Stirn glitzerten.
»Verflucht!« flüsterte der Reporter. »Was ist das denn?«
»Luft?«
»Nein, Mensch, das ist etwas anderes.«
»Glaube ich nicht. Das ist die Luft hier unten. Sie ist nur sichtbar geworden.«
»Ja!« hauchte Bill mit zitternder Stimme. »Wie rötlicher Pudding, nicht wahr?«
Was da nicht einmal sehr weit von ihnen entfernt waberte und sich bewegte, kam ihnen tatsächlich wie eine sichtbar gewordene Luftmasse vor. Sie wanderte weiter, füllte den Schlauch vor ihnen aus und kam immer näher.
»Zurück!«
Suko war dagegen. »Nein, Bill, wir können ihr nicht entkommen. Auch wenn wir fliehen, würde sie uns erreichen. Oder weißt du eine Möglichkeit, wie wir aus dem senkrechten Schacht hochkommen?«
»Auch nicht.«
»Da hast du's.«
»Was kann das denn nur sein?« hauchte der Reporter. »Allmählich wird mir mulmig.«
»Das Zeug schimmert rötlich.«
»Und?«
»Denk mal nach, Bill. Wir waren vor kurzem in Texas und haben in den Boden geschaut. Da schwebte der Kopf des Zombie-Apachen, der Torso und auch der Würfel…«
Bill schlug sich gegen die Stirn. »Jetzt verstehe ich. Du glaubst daran, daß es das gleiche Zeug ist, das den Boden in Texas gefüllt hat?«
»Ja.«
»Aber wie kommt es dann hierher?«
»Kann ich dir auch nicht genau sagen. Ich würde es mit der Magie der Erde erklären. Zudem hat Jane Collins berichtet, daß der Würfel gewandert ist.«
Bill hatte verstanden. »Wenn das so wäre, müßten wir den Würfel unter Umständen sehen können.«
»Genau.«
Diese Annahme ließ die beiden Männer die Gefahr, in der sie schwebten, vergessen. Beide waren überrascht, konnten es kaum fassen und warteten ab, was weiterhin geschehen würde.
Suko leuchtete mit der Lampe der anrollenden Masse entgegen.
Der Strahl traf auch, wurde aber sofort wieder geschluckt. Zudem benötigten sie das Licht nicht. Die Masse barg in sich eine genügende

Helligkeit, um etwas erkennen zu können.
Zum Beispiel den Würfel!
Suko entdeckte ihn zuerst. »Das ist doch nicht möglich!« hauchte er. »Verflucht, das darf nicht wahr sein. Wir haben recht, Bill!« Er geriet sogar außer Fassung.
Der Reporter blieb gelassen. »Und? Was haben wir davon? Das Zeug schluckt uns, wir werden ersticken…«
»Vielleicht…«
»Wieso nicht?«
Scharf winkte der Inspektor ab. Noch einmal wandte er sich zu Bill Conolly hin. »Tu mir einen Gefallen, Bill, und drücke uns die Daumen!«
»Verdammt!« krächzte der Reporter. »Das tue ich schon die ganze Zeit über. Es hilft nur nichts.«
»Ich habe da einen Plan.«
»Und welchen?«
»Sage ich dir später.« Suko ließ sich nicht beirren. »Jedenfalls hängt er mit dem Würfel zusammen. Alles, was du tun kannst, ist, gut Luft zu holen. Okay?«
»Wenn du meinst.«
»Das meine ich. Und jetzt sei ruhig!«
Die beiden Freunde warteten auf die heranquellende Masse. Ein jeder stand wie unter Strom. Ohne darüber gesprochen zu haben, spürten sie, daß sie dicht vor einer immensen Entscheidung standen.
Entweder klappte es, oder sie gingen unter.
Die Masse drängte durch den Tunnel. Wie dick oder wie wenig dick sie war, konnten weder Bill noch Suko erkennen. Mit Sauerstoff würde sie kaum durchsetzt sein. Wenn das Zeug über ihnen zusammenschlug, konnten sie möglicherweise ersticken, falls Sukos Plan nicht klappte.
Der Chinese glaubte fest daran, Bill sah die Sache anders. Er war nicht begeistert davon, gab allerdings zu, daß keine andere Möglichkeit mehr existierte. Ob sie sich zurückzogen und zwei Minuten später starben oder in den nächsten Augenblicken, was spielte das noch für eine Rolle?
»Hol noch mal tief Luft«, flüsterte Suko.
»Das verlängert nur die Qualen.«
»Trotz…«
Weiter konnte der Inspektor nicht mehr sprechen, denn die schachtausfüllende Masse erreichte ihn als ersten. Bill sah zu, wie sie über ihn zusammenschlug.
Sie glich einer gewaltigen rotgrünen Welle, der man mit menschlicher Kraft nichts entgegensetzen konnte. Die Welle war plötzlich da.
Sie schluckte den Chinesen nicht nur, sie hob ihn auch an und trug

ihn fort.

Im ersten Augenblick auf den Reporter zu, dann sah Bill, wie sein Freund anfing, mit den Beinen zu strampeln, als wäre er ein Schwimmer, der sich heftig fortbewegen will.

Tief einatmen!

Bill atmete ein, wieder aus, erneut ein…

Dann war die Masse da.

Wie einen Berg sah er sie auf sich zukommen. Sie war durchsichtig, er sah den gestreckten Körper seines Freundes, der verzweifelt versuchte, den Würfel zu erreichen.

Im nächsten Augenblick fühlte sich Bill Conolly wie im Körper eines Kraken gefangen…

***

Yakup Yalcinkaya war eigentlich ein vorsichtiger Mensch. Er ging zwar stets ein hohes Risiko ein, aber nur dann, wenn es sich nicht vermeiden ließ.

In diesem Fall ließ es sich nicht vermeiden, da er sein Ziel so rasch wie möglich erreichen wollte.

Er drückte aufs Gas. Die Golden Gate hatten Ali und er fast hinter sich gelassen. Die hohen Gestänge warfen bereits lange Schatten, ein Zeichen dafür, daß bald die Dämmerung einsetzte.

Und Yakup raste weiter. In seinem kantigen Gesicht regte sich kein Muskel. Nur auf seiner hohen Stirn zeichneten sich drei Falten ab, die wie eingemeißelt aussahen.

Ali schwieg. Er wußte genau, daß er seinen neuen Freund jetzt in Ruhe lassen mußte, und er dachte an die Abenteuer, die er mit John Sinclair erlebt hatte.

Gewissermaßen war der Junge vom Regen in die Traufe gekommen. Sein abenteuerliches Leben würde sich fortsetzen. Vielleicht konnte er irgendwann einmal ähnliche Funktionen übernehmen wie Yakup oder John. Gefallen würde ihm das schon, obwohl bis zum Ziel noch ein sehr, sehr weiter Weg war.

Die Berge schluckten den Wagen.

Über die grauen Asphaltbänder der Straße jagten sie. Wenn es ebenklappte, schnitt der Türke auch die Kurven. Dann wimmerten die Reifen, als würden sie tausend Qualen erleiden müssen.

Ali wußte ungefähr, wo das Ziel lag. Obwohl sie so schnell fuhren, war ihm die Zeit noch nie so lang vorgekommen. Er hoffte mit Yakup, daß sie nicht zu spät kamen.

Weg von der Straße. Die engen Wege nahmen sie auf, die Felswände wuchsen näher zusammen, so daß sie durch regelrechte Schluchten rollten. Der Wagen schaffte auch eisglatte Strecken. Manchmal tanzte er, aber Yakup zwang ihn stets unter seine Kontrolle.

Er kannte den Weg gut, dennoch wurde er überrascht, als er das Ziel erreichte.
Mit den beiden Wagen hatte er nicht gerechnet.
Es war einer zuviel. Dieser Ford gehörte nicht dorthin. Hatte der Gnom Besuch bekommen?
Yakup hatte gebremst, blieb starr hinter dem Lenkrad sitzen, und Ali wurde aufmerksam.
»Was hast du?«
»Das zweite Auto.«
»Du kennst es nicht?«
»Nein.«
Der Junge nagte auf der Lippe. »Willst du trotzdem noch weg oder hingehen?«
Yakup öffnete schon die Tür. »Natürlich werde ich hingehen.« Er hatte seinen Bogen nebst Köcher über Schulter und Rücken gehängt.
»Du aber bleibst hier.«
Ali sah den entschlossenen Ausdruck in den Augen seines großen Freundes und nickte. »Ja, ich passe auf. Und gib du auf dich acht, Yakup!«
Der Türke lächelte. »Das mache ich.« Wie ein Schatten war er im nächsten Augenblick verschwunden…

***

Jetzt wußten Jane Collins und ich genau, woher das Licht kam. Es drang aus der Wand. Als wäre ein Teil dieser Höhle eine einzige Lichtquelle und als festes Gestein überhaupt nicht vorhanden. Ich kannte dieses Phänomen von Texas. Damals hatte ich erlebt, wie sich die Erde unter meinen Füßen in einen Sumpf verwandelte und mich dabei in die Tiefe zerren wollte.
Die Masse dort hatte ebenso ausgesehen wie diese hier, die sich Janes und meinen Blicken präsentierte.
Ich hielt unwillkürlich den Atem an. Nicht allein wegen der Masse, sondern deshalb, weil sie einen Inhalt barg, dem all unser Sinnen und Trachten galt.
Es war der Würfel des Unheils!
Jane hatte recht gehabt, daß sie uns in die Nähe von Frisco lotste.
Hier sahen wir den Würfel, und er hatte die Entfernung verdammt schnell zurückgelegt.
Die Magie der Erde mußte ihm dies ermöglicht haben, doch für mich war nicht der richtige Zeitpunkt, darüber nachzudenken, denn nicht allein der Würfel forderte meine Aufmerksamkeit. Es waren noch zwei andere Dinge.
Zwei Menschen.
Suko und Bill!

Sie schwebten ebenfalls in dieser seltsamen magischen Erdmasse, so wie in Texas der Kopf und der Torso des Zombie-Apachen. Unwahrscheinlich war dies, und ich merkte, wie sich mein Magen allmählich verkrampfte.

Konnten die beiden überleben?

Neben mir hörte ich Jane scharf atmen und vernahm auch ihre flüsternde Stimme. »John, das ist grausam! Verdammt, das ist schlimm…«

Ich gab keine Antwort. Meine Freunde interessierten mich. Suko sah ich besonders deutlich. Sein angeschwollenes Gesicht erinnerte an einen Ballon. Sehr lang hatte er die Arme gemacht, auch die Finger so gestreckt, daß sie in die Nähe des Würfels gerieten. Dabei war es ihm tatsächlich gelungen, ihn zu berühren. Wirklich nur mit den Kuppen drückte er gegen den Quader, aber er versuchte, seine Hände höher an die Seiten heranzuschieben.

Also war er nicht tot.

Und Bill?

Er schwebte wie eine Leiche in der mit dieser seltsamen Masse ausgefüllten Felswand. Schräg lag der Reporter, sein Gesicht allerdings wandte er uns ab, so daß wir nicht deutlich erkennen konnten, ob unser Freund lebte oder nicht.

Jane hatte mit ihrem Kommentar die Lage erfaßt. Es war tatsächlich grausam, was wir dort zu sehen bekamen. Und es gab nur einen, der sich freute.

Der Gnom.

Ich hörte sein heiseres Lachen und bekam gleichzeitig die Quittung dafür, daß ich mich zu sehr hatte ablenken lassen. Es war mir einfach nicht möglich gewesen, die Waffe so zu halten, daß die Mündung direkt auf den Körper des Verwachsenen zielte, zu groß war der Schock gewesen, und das hatte auch der andere bemerkt.

Er war viel kleiner als ich. Von oben her konnte er nicht zuschlagen, also bekam ich den Hieb von der entgegengesetzten Seite.

Von unten nach oben fegte seine Handkante. Sie traf mein Gelenk wie ein Hieb mit dem Hammer und schleuderte meinen Arm so wuchtig in die Höhe, daß ich nichts dagegen tun konnte.

Selbst der Schrei drang aus meinem Mund. Dabei hatte ich das Gefühl, als wäre meine Hand mit Feuer gefüllt worden. Mir gelang es nicht mehr, die Beretta festzuhalten. Sie wurde mir aus den Fingern gewirbelt, fiel zu Boden, auf dem auch ich landete, denn der Gnom, einmal in Fahrt, hatte mich mit seinem Schädel in der Magengegend getroffen.

Dieser Stoß raubte mir die Luft. Auf einmal konnte ich nicht mehr atmen. Ich hatte das Gefühl, als würden die Eingeweide nach oben transportiert, lag auf dem Rücken und sah den Gnom zum erstenmal

über mir stehen. Er konnte auf mich herabschauen, tat es mit einem widerlichen Grinsen und schlug beide Arme nach unten. Die rotvioletten Jackenschöße klafften auf.

Erst jetzt sah ich die anderen Dolche, und ich hatte selten jemand gesehen, der seine Messer mit einer so großen Geschwindigkeit ziehen konnte. Die Klingen schienen ihm von selbst in die Hand zu springen.

Dabei lachte er.

»Jetzt!« brüllte der Verwachsene, hob die Arme, um mir die Dolche in den Körper zu stoßen.

Ich hätte wohl kaum eine Chance gehabt, dem tödlichen Stahl zu entgehen, wenn Jane Collins nicht dagewesen wäre.

Sie war zwar selbst nicht bewaffnet, aber sie besaß ihre Fäuste und ihren Mut.

Beides setzte sie ein.

Am Rücken besaß der Gnom keine Augen. Jane hatte sich abgestoßen, die Arme ausgestreckt und flog auf den Verwachsenen zu.

Ihre Hände waren zu Fäusten geballt, und sie schlug mit aller Wucht auf den Rücken des Mannes.

Genau in dem Augenblick, als er seine beiden Dolche schleudern wollte. Das schaffte er zwar, nur war er nach vorn katapultiert worden, und die Messer bekamen eine andere Richtung.

Als blitzende Geschosse wirbelten sie durch die Luft und hieben in die Wand, in der sich Suko, Bill und der Würfel befanden. Ich bekam im Aufspringen noch mit, daß sie dort abprallten und vernahm Janes auffordernden Schrei.

»Die Beretta, John!«

Ja, ich mußte an die Waffe!

Für einen Moment war ich irritiert. Durch meine Aktionen hatte ich ein wenig den Überblick verloren. Ich mußte erst nachschauen, wo die Pistole lag.

Nicht weit von dem bewegungslosen Mädchen entfernt. Und ich stellte fest, daß ich mich näher an ihr befand, als der Gnom.

Zwar schmerzte meine rechte Hand noch immer, darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen. Niemand von uns stand in den folgenden Augenblicken mehr still.

Auch Jane Collins bewegte sich. Und sie dachte dabei an die Tochter des Gnoms. Das Mädchen lag auf der Decke, hatte von dem, was um es herum vorging, nichts mitbekommen, befand sich allerdings in einer großen Gefahr, denn es konnte durch einen unglücklichen Wurf oder Schuß getroffen werden.

Um mich nicht zu behindern, lief Jane geduckt auf die junge Frau zu. Sie wollte die Decke packen und die Bewußtlose zur Seite ziehen.

Ich war bereits vorbei, hechtete zu Boden und wollte nach meiner Waffe greifen.

Wirklich im letzten Augenblick zog ich die Hand zurück, denn etwas Blitzendes raste direkt auf meine Finger zu. Es war der von dem Gnom wuchtig geschleuderte Dolch, und die Klinge hätte meine Hand auf den Boden genagelt, so aber traf sie nur den Pistolenknauf und prallte von ihm ab.

Ich schleuderte meinen Körper sofort nach hinten, überrollte mich und kam wieder auf die Füße.

Der Gnom war in seinem Element. Sein gräßliches Lachen durchtoste die Höhle. Er hatte einen seiner Dolche wieder aufgenommen und war abermals beidhändig bewaffnet.

Mit der linken Hand konnte er die Klinge ebenso gut schleudern wie mit der rechten.

Diese Waffe verließ die Finger zuerst.

Wieder mußte ich in Deckung. Der Stahl sirrte über meinen Rücken, und ich vernahm das helle Klingen, als er auf den Boden schlug. Sofort tauchte ich ebenfalls unter, packte den Dolch und spürte, wie die zweite geschleuderte Waffe an meinem Ohr zupfte, als ich mich schon im Sprung befand, um die Stellung zu wechseln.

Der Schmerz war da, ließ sich jedoch ertragen, und auch auf die Blutstropfen achtete ich nicht.

Ich warf die Waffe zurück. Aus der Drehung tat ich dies. Eigentlich hätte ich mir mehr Zeit lassen sollen, so wischte das Messer leider vorbei, und der Gnom lachte.

Nicht allein aus dem Grunde, denn er hatte einen weiteren Dolch hervorgeholt.

Diesmal war ich nicht das Ziel, sondern Jane Collins. Sie hatte es geschafft, die Tochter des Verwachsenen in Deckung zu ziehen, richtete sich soeben auf und erkannte, daß der Zwerg sich so gedreht und den rechten Arm mit der Klinge erhoben hatte, daß diese sie überhaupt nicht verfehlen konnte.

Ich suchte nach einer Waffe, um ihn abhalten zu können, sah, daß Jane springen wollte und erkannte auch, wie der Zwerg die Wurfrichtung umeine Idee veränderte.

Der tödliche Stahl konnte Jane Collins überhaupt nicht verfehlen!

***

Ersticken!

Grausam und qualvoll. Das verzweifelte Schnappen nach Luft, wo keine vorhanden war, dies alles schoß Bill Conolly durch den Kopf, als die seltsame Masse über ihn zusammengeschlagen war und er sich wie ein Schwimmer fühlte, der verzweifelt versucht, sich durch schwer gewordenes Wasser zu kämpfen.

Der Reporter wunderte sich darüber, daß die Panik nicht so schlimm über ihn kam. Er konnte noch immer klar denken. War er vielleicht

schon so abgebrüht, oder kam es daher, daß er noch von der Luft, die er zuvor eingeatmet hatte, lebte. Wie dem auch sei, er wollte es eigentlich nicht wissen, er hatte nur die Augen aufgerissen, blickte nach vorn, schaute durch dieses unerklärliche magische Transportmittel und konnte sehen, daß sein Freund Suko versuchte, den Würfel zu greifen.

Bill wußte nicht, welch einen Plan Suko damit verfolgte. Er glaubte kaum, daß ihnen der Quader helfen konnte.

Allmählich wurde die Luft knapp. Der Reporter gehörte nicht zu den Tauchern, die aus dem Meer die Perlen holten und über drei Minuten lang die Luft anhalten konnten.

Er spürte bereits das Dröhnen in seinen Ohren, das heftige Klopfen gegen sein Trommelfell, ein Zeichen, daß sich einiges verändert hatte, und eine innere Stimme war da, die ihm den Befehl einhämmerte, doch endlich den Mund zu öffnen.

Bill tat es nicht.

Er zwang sich dazu, nicht zu atmen, ruhig zu bleiben, nichts zu unternehmen, was schädlich sein konnte, aber das ging nur wenige Sekunden gut, dann verstärkte sich der Druck.

Jede Faser seines Körpers lechzte nach Sauerstoff. Und jeder Nerv befahl ihm, endlich den Mund zu öffnen, damit er atmen konnte, obwohl es nichts zu atmen gab.

Ich kann nicht mehr!

Es war ein gellender Schrei, der in seinem Hirn aufklang und den Kopf durchtoste. Ein Laut der Angst, ein Schrei der Verzweiflung, und Bill öffnete den Mund.

Jetzt, genau jetzt mußte die Masse in seinen Mund quellen, hinunterrutschen in die Tiefe der Kehle, das geschah nicht.

Der Reporter konnte atmen!

Und er schrie vor Glück…

Diesen Schrei hörte auch Suko. Zwar nicht laut, eher schwach, aber er wußte Bescheid. Noch in der Masse schwebend drehte er den Kopf und seinen Körper so, daß Bill sehen konnte, wie sein chinesicher Freund den Würfel festhielt.

Mit beiden Händen hielt!

»Geschafft, Bill. Ich habe es geschafft! Der Würfel reagiert! Er tut, was ich will. Er hat die Masse verdrängt. Wir können atmen. Ich wollte, daß wir atmen konnten. Der Würfel ist einmalig…«

Bill hörte das letzte Wort noch als Echo in seinem Hirn nachschallen und fühlte sich happy wie selten zuvor…

***

Etwas sirrte durch die Luft!

Allerdings nicht aus der Richtung, in der sich der Gnom aufhielt,

sondern aus entgegengesetzter.
Und zwar von der Treppe!
So schnell wie der Gegenstand war, konnte ich gar nicht schauen.
Ich sah nur das Ergebnis.
Und das war hundertprozentig. Trotz der relativ miesen Lichtverhältnisse hatte es jemand geschafft, einen Pfeil so zu schießen, daß er durch den Hals des Gnoms gejagt war und den Buckligen auf der Stelle getötet hatte.
Er stand noch steif wie ein Brett. Sein übergroßer Kopf zitterte ein wenig, dann kippte er ebenso steif zurück, verlor seine gefährliche Waffe und blieb liegen.
Aus, vorbei.
Auch sein siebtes Leben hatte er hinter sich. Dieser Gnom, der sich nach einem berühmten Vorbild Rigoletto nannte, würde nie mehr aufstehen und jemand töten.
Aber wer hatte dafür gesorgt?
Noch war nichts zu sehen, nur Janes pfeifenden Atem hörte ich, doch ich wußte genau, daß jemand von der Treppe her geschossen haben mußte. Dorthin richtete ich meinen Blick.
Ein Mann erschien aus der Düsternis. Ich sah sein Gesicht sehr schlecht, aber ich kannte seinen federnden Gang.
So schritt nur einer.
Der Name wollte mir kaum über die Lippen. Ich stand da und starrte die Stufen hoch.
Immer näher kam er. Ich sah die Arme, dann den Bogen, den er in der linken Hand hielt und wußte plötzlich, wen ich vor mir hatte. Es war also doch keine Täuschung gewesen.
»Yakup! Verdammt!« brüllte ich.
Dann hielt mich nichts mehr auf der Stelle. Ich raste ihm entgegen. Er selbst sprang, und wir lagen uns in den Armen. Gegenseitig klopften wir uns auf die Schultern. Ich redete irgendwelche Worte, die ich selbst nicht verstand, so froh war ich über das Auftauchen des Lebensretters.
Ich wollte nicht wissen, woher er kam, das konnte er mir später erklären, aber ich mußte ihn mit Jane Collins bekanntmachen, schließlich verdankte auch sie ihm ihr Leben.
Yakup verbeugte sich leicht, als er der Detektivin die Hand gab.
»Ja, es war im letzten Augenblick, und es war gut so, denn dieser Mensch begann gefährlich zu werden.«
»Wie meinst du das?« fragte ich.
»Er wollte Kontakt mit Shimada aufnehmen und ihm den Würfel gewissermaßen als Einstieg mitbringen. Das wäre für Shimada das Absolute gewesen, nun ist der Gnom tot, und der Würfel…«
»Verflixt, der Würfel!« rief ich.

Erst jetzt fiel er mir wieder ein und natürlich auch meine beiden Freunde Bill und Suko.

Ich drehte mich auf der Stelle, starrte die Wand an, wo ich sie gesehen hatte, und wieder einmal bekam ich einen Schock.

Sie waren noch da.

Aber sie entfernten sich von Sekunde zu Sekunde weiter von uns.

Die schreckliche Erdmagie hatte sie geschluckt. Suko umklammerte den Würfel. Ich konnte noch sein Gesicht erkennen, als ich weiter vorlief, gegen die Wand schlug, aber nichts erreichte.

»Das Kreuz, John!«

Jane hatte mich daran erinnert. Ich holte es mit zitternden Fingern hervor und ließ die Hand sinken, denn Suko und Bill verschwanden vor meinen Augen in einer für mich unerreichbaren Ferne.

Deprimiert trat ich zurück. Ich schluckte hart. Schauer liefen über meinen Rücken, und der Magen wurde dicker und dicker. Sollte ich den Würfel denn niemals in die Hände bekommen? War ich dazu verflucht, ihm immer nachzurennen?

Ich sprach nicht, ich starrte nur zu Boden und erwachte erst aus meiner Lethargie, als ich Yakups Hand auf der Schulter spürte. »Wir werden ihn finden, John, und deine beiden Freunde ebenfalls.«

Bitter klang mein Lachen. »Wie willst du das denn schaffen?«

»Da laß dich überraschen. Ich glaube nämlich, daß Shimada hinter diesem Vorgang steckt.«

»Kann sein. Aber ihn zu finden, wird schwer sein. Oder hast du eine Spur?«

Yakup Yalcinkaya lächelte nur, bevor er sich abwandte und den toten Gnom untersuchte.

Jane kam zu mir. Auch sie sprach mir Mut zu. »Du solltest dich nicht grämen, John. Du wirst es schaffen! Davon bin ich fest überzeugt. Wirklich.«

»Ach, Jane…«

»Nein, John. Du hast soviel hinter dich gebracht. Du hast nieaufgegeben, du warst dicht dran, und denke mal nach, wer den Würfel jetzt besitzt. Hast du das nicht gesehen?«

»Doch, Suko.«

»Na bitte. Wenigstens besitzt ihn keiner unserer Gegner mehr. Das ist ein Grund, optimistisch zu denken.«

»Falls er überlebt«, erwiderte ich leise…

***

Eigentlich war der Fall abgeschlossen. Wir hatten die Höhle verlassen, und auch das Mädchen war wieder zu sich gekommen.

Della hieß sie, und sie weinte ihrem toten Vater keine Träne nach.

Auch mit uns wollte sie nichts zu tun haben. Als letzten Satz hörten

wir von ihr: »Endlich ein eigenes Leben führen. Endlich…«

Dann hatte sie sich den Wagen ihres Vaters genommen und war gegangen.

Ich hatte Ali natürlich begrüßen müssen und war froh gewesen, daß Yakup Yalcinkaya den Jungen akzeptierte.

Mit meinem türkischen Freund war ich übereingekommen, daß ich ihm im Kloster einen Besuch abstattete, denn nach London wollte ich vorerst nicht zurück.

Suko, Bill und der Würfel mußten gefunden werden.

Mit Jane Collins fuhr ich wieder nach Frisco hinein. Sie war sehr schweigsam. Dunkelheit lag über der Stadt. Hunderttausende von Lichtern glänzten in der Kälte und gaben so etwas wie das Gefühl der Geborgenheit. Eigentlich hätte ich froh darüber sein können, mit Jane endlich wieder allein zu sein, ich war es nicht.

Das lag an ihrer Schweigsamkeit. Jane sagte kein Wort, sie starrte durch die Scheibe, und als wir über die Golden Gate rollten, enthielt sie sich ebenfalls eines Kommentars.

Nach der Brücke sagte sie plötzlich: »Laß uns irgendwohin gehen, bitte!«

»Gut. Und wohin?«

»In eine Bar oder Kneipe.«

Ich fand ein Lokal. Scheinwerfer strahlten die Fassade an, die weiß wie Schnee glänzte. Im Innern empfing uns eine anheimelnde Atmosphäre. Wenige Gäste saßen an den Tischen unter einer Rundbogendecke.

Man verkaufte hier mexikanische Gerichte, aber ich konnte auch ein Bier bestellen.

Nahe einem Fenster nahmen wir Platz. Jane wollte Kaffee. Der Kellner zündete eine Kerze an und verschwand.

Ich faßte über den Tisch und nach Janes Hand. »Wie fühlst du dich?« fragte ich und lächelte.

»Ganz gut.«

»Klingt nicht optimistisch.«

Sie hob nur die Schultern. Unsere Getränke kamen. Jane starrte in die Kaffeetasse, während sie die braune, mit Zucker versetzte Brühe langsam umrührte.

Ich hatte den ersten Schluck genommen. Das Bier schmeckte fremd. »Hattest du mir nicht etwas sagen wollen, Jane?« fragte ich, als ich das Glas zur Seite stellte.

»Deshalb sitze ich hier.«

»Dann bitte.« Wieder lächelte ich, doch dieses Lächeln zerbrach, als ich Janes Antwort hörte.

»John«, sagte sie, »ich werde dich jetzt verlassen.«

Das war ein Tiefschlag. »Was?«

»Ja, John. Ich… ich kann nicht bei dir bleiben. Ich brauche Zeit, und es wird nicht mehr so sein wie früher. Zuviel ist geschehen. Ich danke dirvon ganzem Herzen, obwohl die Worte komisch klingen, aber es hat sich zuviel verändert. Du bist anders geworden, ich ebenfalls, und deshalb brauche ich Zeit.«

Ich sagte nichts, saß da, schwieg und starrte auf das bunte Tischtuch.

»Verstehst du das, John?«

»Ich weiß nicht. Wohl kaum.« Meine Schultern hoben sich. »Klar, wir haben uns verändert, aber…«

»Kein aber, John, ich habe mich entschlossen, und es ist mir wirklich nicht leichtgefallen, das kannst du mir glauben.«

»Wie willst du denn leben?«

»Ich schlage mich schon durch. Sicher werde ich dich mal anrufen, aber erst muß ich allein sein. Ich will auch nichts von Dämonen hören oder sehen, nur allein sein, um über mich nachzudenken. Bitte, akzeptiere es!«

»Was bleibt mir anderes übrig?«

Sie schaute in mein blasses Gesicht und stand auf. Den Kaffee hatte sie kaum angerührt. Dann beugte sie sich über den Tisch, und ich spürte ihre Lippen auf den meinen. Als sie sich zurückbeugte, flüsterte sie: »Ich liebe dich…«

Danach drehte sie sich hastig um. Beinahe fluchtartig verließ sie das kleine Lokal.

Ich aber blieb sitzen, starrte wie ein Verwandelter auf die Fensterscheibe, sah dort mein Gesicht und auch die Augen, die mit einem so seltsamen »Wasser« gefüllt waren.

Die Zeit verrann. Ich blieb sitzen, starrte ins Leere und wurde erst aufmerksam, als der Kellner kassieren wollte, weil das Lokal schloß.

Ich zahlte. Danach ging ich schweigend hinaus. Vor mir lag der Lichterglanz dieser Stadt am Golden Gate. Und irgendwo in dem unübersichtlichen Häusermeer befand sich eine Frau, die mich verlassen hatte, mir aber immer noch viel bedeutete: Jane Collins…

ENDE des Dreiteilers

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 045 »Der Druiden-Schatz«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 331 »Ninja, Zombies und Shimada«